# DER RUF

## EIN FLUGBLATT AN JUNGE MENSCHEN

HERAUSGEGEBEN VOM AKADEMISCHEN VERBAND FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

# KARNEVAL

# DER RUF

EIN FLUGBLATT AN JUNGE MENSCHEN

Herausgegeben vom akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien

KARNEVAL

Die Redaktion besorgten Dr. Paul Stefan, Ludwig Ullmann, Erhard Buschbeck

Den Umschlag zeichnete Professor Franz Karl Dellavilla, Hamburg

Wien Verlag Brüder Rosenbaum Leipzig

IM FEBRUAR 1912

## Lumpenlied

von ERICH MÜHSAM

Kein Schlips am Hals, kein Geld im Sack,
Wir sind ein schäbiges Lumpenpack,
Auf das der Bürger speit.
Der Bürger blank von Stiebellack,
Mit Ordenszacken auf dem Frack —
Der Bürger mit dem Chapeauclaque,
Fromm und voll Redlichkeit.

Der Bürger speit und hat auch Recht.
Er hat Geschmeide, gold und echt,
Wir haben Schnaps im Bauch.
Wer Schnaps im Bauch hat, ist bezecht,
Und wer bezecht ist, der erfrecht
Zu Taten sich, die jener schlecht
Und niedrig findet auch.

Der Bürger kann gesittet sein.
Er lernte Bibel und Latein,
Wir lernten nur den Neid.

Wer Porter trinkt und Schampuswein,
Lustwandelt fein im Sonnenschein,
Der bürstet sich, wenn unserein
Ihn anrührt mit dem Kleid.

Wo hat der Bürger alles her:
Den Geldsack und das Schießgewehr?
Er stiehlt es, grad wie wir.
Bloß macht man uns das Stehlen schwer,
Doch er nimmt mehr als sein Begehr.
Er schöpft dazu die Taschen leer
Von allem Arbeitstier.

Oh, wär ich doch ein reicher Mann,
Der ohne Mühe stehlen kann,
Gepriesen und geehrt! —
Träf ich euch auf der Straße dann,
Ihr Strohkumpane, Fritz, Johann,
Ihr Lumpenvolk! Ich spie euch an.
Das seid ihr Hunde wert!

# Das Kompliment der Neuen

von ROBERT MÜLLER

Eine freudig-ernste Bejahung des tätigen Lebens bricht sich Bahn und rückt die nächsten Dinge wieder zunächst, auf daß wir ihre Freunde würden. Der Mut, den Dingen ins Gesicht zu sehen, weitet sich zum allumfassenden Ja, bezieht das Fragwürdigste und Grausigste, das Nüchternste und Skurrilste in denselben Kreis des Seins. Es ist die Zeit der abgehärtetsten Muskeln und der empfindlichsten Nervenkontakte, der spartanischen Maschinenfügung in Form und Stil, stählern, klingend, voll innerer Harmonie der Bewegung, gestrafft bis zu den letzten Fibern. Es ist ein athletisches Jahrhundert, das mit höchster Kraftanspannung noch das Molekül zerteilt und die Atomistik der Seele und die Mikroskopie der Körper zu himmelhohen Abgründen verfolgt. Die Mediceer der Technik bauen Reiche in neue Dimensionen und der Scharfsinn der Machiavelle wird an den Schraubstock gestellt, um das Proletariat der irdischen Kräfte der Republik der Erfindungen dienstbar zu machen. Harte Güte und unsentimentale Milde, der Instinkt zu unumgänglicher Disziplin, der Schwung der Nüchternheit, der an der Poesie der nackten

Tatsache ausholt, prädestinieren den Soldaten des neuen Lebens. Und über alledem liegt der keusche Schmelz des täglichen frohen Staunens über die sonnige Einfalt der Welt-Schöpfung. Ein Siegfried-Idyll breitet sich über Fabriksdächer und Maschinenräume, über Paläste aus Ziegel, Marmor und Stein, und Paläste aus Laub und Reisig, über Blüten aus lebendigem Safte gleicherseits, wie über Blüten aus Stahl und Eisen, wenn der Mensch von morgen mit den geschweißten Erbstücken seiner Kultur hinauszieht, um die Zukunft nach seinem Bilde zu zwingen und den Grenzpfahl kommender Zeiten aufzurichten.

Und jene Andern, Unfreien unter den Vogelfreien, die mit dem Bann und Fluch der Sicherheit beladen sind, die, wo sie gehen und stehen, der Poesie verfallen scheinen, die nicht die Prosa der Angelegenheiten als Kunst, Kraft, Spiel, Wert sprechen hören können — — — Wer weiß etwas? Ein Steckbrief. Wer kennt ihn nicht, wie er unter uns wandelt? Hinaus mit ihm. Setzt ihn vor die Türe. Hinaus aus diesem anständigen Zeitalter. Hier sind Ungezogenheiten nicht Poesie, aber auch nicht Prosa. Hier benimmt man sich unauffällig, weder lyrisch noch dramatisch. Etwa wie ein alter Mohikaner, denn das wäre beiläufig Kultur, Ekstase und Würde, Wildheit und Beherrschung. Singende Weisheit beim Kalumet, und Sprunggelenke und Muskeln und Hinterlist in der Schlacht.

Kultur entsteht als Reibungsfluidum in den Gelenkspunkten eines Systems. Die Welt begann sogenannt mit den Chaos, dahinter steckt ein tiefer Sinn, denn das Chaos ist immerwährend da und es beginnt überhaupt alles mit dem Chaos. Das Chaos vom Chaos ward zur Ordnung, das Chaotische, das blinder Sinn und Zweck der Rebellion war, gipfelte in einer phänomenalen Neugeburt. Und es stimmt schon, nur die Rebellennatur ist produktiv. Freilich, ums zu sagen, in guter Gesellschaft, in etwas kulturell so wünschenswertem wie guter Gesellschaft, sind ein vorgestreckter Ellebogen und eine rammbereite Schulter ein fatales Ding, scheinbar höchst überflüssig und abgeschmackt.

Es gibt eine Reinlichkeit, die keinen Wert mehr hat, denn es ist Zimperlichkeit, die die Exklusivität der Motive für geboten hält und die Kasten-Grimasse eines äußerlichen Aristokratismus nachahmt. Der echte Aristokrat hat stets Distanz, mitten unterm Pöbel, es ist Feigheit, wenn er die Reibung meidet, nein, mittendrin ist er einsam, schrecklich einsam. Bleibt tatsächlich eine Art Gleichheit, gerade das Genie ist vom Hornochsen nicht so weit verschieden, darauf ist man heute schon gekommen. Ist das ein jammervoller Anblick für Souveränstalente, denen ihr Abstandskreis von Gottes oder einer

anderen Tradition Gnaden vorgeschrieben ist? Man erwartet nichts anderes von ihnen, als daß sie hingehen und das Leben nicht mehr lebenswert finden — weil sie nüchtern sind von Natur aus, schießen sie sich den Gedanken in den Kopf. Tanagra-Seelchen. Vollkommen ungotisch, denn Gotik ist pyramidal zuerst und minutiös auch, wenn man will, trotz einem Puppen-Künstler. Arme Teufel, talentlose Phantasten, Schablonenritter von der schöntraurigen Poesie. Erbärmlich, wer sich nur in die Brust werfen darf angesichts des Abstandes zwischen vier und zwei Beinen. Unsere Übersicht über die Dinge ist geräumiger geworden, in Dimensionen sind wir verwöhnt, und, seit wir überall dort, wo gut sein ist, Wolkenkratzer und Sternwarten bauen, ist auch unsere Bescheidenheit gewachsen. Die Entwicklungsleiter vom Bandwurm zum Dichter scheint uns nicht mehr so unerschwinglich. Und höher gelangt man vom Proleten gleich zum Ästheten. Nur die reaktionären Fortschrittsgemüter weinen um das stimmungsvolle Postwagentempo von ehemals, nervenlose Gemüter, die an Geschwindigkeiten sich die Seekrankheit holen statt eines Zustandes höchster Gesundheit.

Die Zeit hat ein Mannsgesicht, durchaus markante Züge. Es werden Männer gesucht, nicht mehr und nicht weniger als Männer, aber vielleicht in einem erweiterten Sinne, mit einer kolossalen Inversionskraft, gemäß dem größeren Reichtum der Zeit. Aber jedenfalls Männer. Offiziere mit Soldaten-Tugenden. Hart, kühn, schlau wie Landsknechte der großen kriegerischen Jahrhunderte, bereit, jedes Brot zu essen, und jedermanns Lied zu singen, versteht sich, zu singen, zu s i n g e n. Verfeinerung ist eine Zuspitzung aller Instinkte. Nervosität, das sind Nerven, empfindlich wie gespannte Saiten, sie machen Musik bei jedem Atemzuge wie eine Aeolsharfe im Morgenwind. Nervosität, das sind nicht Nerven wie Bindfaden, die bei jedem Atemzuge auf und davon wedeln. So ist es und so soll es sein. Es wird das prononcierteste Zeitalter werden, es wird gotisch zugehen, bizarr und phantastisch, modern prähistorisch und man wird großes Interesse an allen Anfängen haben, statt wie bisher an Peripetieen und Endpunkten. Alles wird prononciert sein wie ein Tannenforst und das weichere Laubvolk unter den Gemütern wird sich sinngemäß bei den Weibern einbürgern, sozusagen. Der Fichtenbaum im Norden wird sich besinnen, einsam stehen bleiben und nicht mehr von der Palme träumen. Im Gegenteile, die Palme, die ja ein räckeliges Frauenzimmer ist im ewigen Sonnenscheine, wie sichs gehört, knappgestaltig und ein wenig verhüllt, wie sichs gehört, wird sich bettelarm nach ihm träumen, wie er da steht, so saftig und so sehnig und so grade empor. Wie sichs gehört.

# »Eipeldauer Elektra«

von HERMANN BAHR

»1909 lud mich Herr Gabor Steiner ein, für ihn eine »Revue« zu schreiben. Ich tats, sie hieß »Die Reise nach Eipeldauen«. Aber sie wurde verboten. Warum, weiß ich noch heute nicht, ich kann nicht mehr erfahren, als daß es einigen Stellen darin an dem polizeilich verordneten Respekt gegen den damals noch in voller Blüte stehenden Herrn Bielohlawek gefehlt haben soll. Und man vertröstet mich jetzt, zu warten, bis er ganz abgeblüht sein wird. — Eipeldauen, ein in idealer Ferne gelegenes Land, erhält Besuch von Fremden und diesen führt Eipeldauens Kalif die Sehenswürdigkeiten der Stadt vor, darunter auch Straußens »Elektra«, für den Eipeldauer Geschmack lokalisiert«.

Kalif: Da gibt's nämlich jetzt draußen eine berühmte Oper, Elektra nennt sie sich. Also da hat's g'heißen, die müssen wir auch haben. Gut, ich habe nix dagegen. Mein Gott, alles wird heutzutag' elektrisch, also warum denn die Oper nicht? Und so haben wir uns halt die Elektra kommen lassen. No, ich sag' weiter nix! Die Eipeldauer haben sich ja auch ganz gut benommen, denn es ist ja in der ganzen Welt bekannt, wie gastlich die Eipeldauer sind. ⟨Stark, fast drohend⟩: Aber ein Hiesiger sollt' sich unterstehen und so was einmal versuchen! Das möcht' ich sehen, da wär ich gern dabei. — No, der Mann hat ja gewiß Talent, aber wir haben die alte Kultur, wir!

Der hohe Rat ⟨nickt mit den Köpfen und alle krähen zusammen⟩: Wir!

Kalif: Und dann fehlt ihm halt das Liebenswürdige! Und in der Beziehung sind wir eben sehr verwöhnt. Bei uns muß die Kunst vor allem liebenswürdig sein! Man soll ja jedem seine Freiheit lassen und wenn also der Elektra-Herr schon durchaus Blut und Mord und so besondere Sacherl braucht, gut, ich hab' nix dagegen, wir sind auch modern! Aber doch liebenswürdig! Das kann man ja meinetwegen alles machen, aber liebenswürdig, nicht? Sollen's einander umbringen, wenn's ihn freut, gut, aber doch mit Anmut und mit einem gewissen Charme, nicht? Und auch der Humor fehlt ihm halt leider ganz! Eine halbe Stunde lang bringt da der Orest alle möglichen Leut' um und ohne einen Funken Humor! ja das geht in Eipeldauen nicht, dazu haben wir doch eine zu alte Kultur! Ka Humor, ka Kunst — das steht einmal bei uns fest! Und deshalb sind die Eipeldauer Kenner an mich herangetreten und ich bin gebeten worden, ob ich nicht das Werk bearbeiten möcht', um es nach dem Eipeldauer Geschmack herzu-

richten, so wie wir halt so was wollen: sinnig und gemütlich und liebenswürdig und wenn möglich, doch auch mit einem gewissen versöhnenden Humor, wie sich's halt das Eipeldauer Herz verlangt! Na, von dem Eipeldauer Herzen werden's ja gewiß auch schon gehört haben, nicht?

Zero ⟨neugierig⟩: Ich möcht's aber gern einmal sehen.

Kalif: Ja schauen's, sehen kann man's nicht, das Eipeldauer Herz, es zeigt sich nie, man hört nur immer davon! Aber das ist ja auch genug. Uns wenigstens genügt das vollständig. Und in meinem Werke, das ich Ihnen jetzt vorführen will, werden Sie es überall schlagen hören: In meiner Elektra! In der Elektra, wie wir sie uns wünschen, wir von Eipeldauen!

Der hohe Rat ⟨nickt mit den Köpfen und alle krähen zusammen⟩: Wir.

Kalif: Pikkolo! Ist es soweit?

Pikkolo ⟨sieht, schon als Orest gekleidet, beim Vorhang des Puppentheaters hervor⟩: Ja, Kalif. ⟨Wieder ab⟩.

Kalif ⟨zur Stadtmusik zurücksprechend⟩: Also bitte, zurück zu Mozart! Herr Kapellmeister! ⟨Zu den Geistern⟩ Elektra als Spieloper! Wir sind jetzt für die Spieloper. Zurück zu Mozart!

Die Stadtmusik ⟨tritt vor und stellt sich in der Mitte zwischen den Geistern und dem Kalif auf, sie stimmen die Instrumente⟩.

Kalif ⟨zu den Geistern⟩: Da werden's jetzt ein Ouvertürel hören! ⟨Er legt drei Finger an den Mund und schnalzt.⟩ Nicht so wie bei der auswärtigen Elektra, wo's gleich so gach anfangt, daß man förmlich erschrickt! Sie werden sehen, wie bei unserer Eipeldauer Elektra alles viel geschmackiger ist und alles doch mit Maß und Ziel! ⟨Er schlägt, wenn die Musik beginnt, mit dem Kopf den Takt und summt manchmal leise die Melodie mit⟩.

Die Stadtmusik ⟨setzt mit einem Walzer ein, der dann in das Duett der Elektra mit der Chrysothemis und endlich in den Schlußchor übergeht, bevor noch dieser aus ist, öffnet sich der Vorhang⟩.

Die Bühne zeigt die Front eines Palastes im Barockstil, in der Mitte ein Tor zwischen zwei Karyatiden. Rechts ein zierlicher Brunnen mit einer anmutigen barocken Mädchenfigur.

Die sieben Mägde ⟨graziös als Schäferinnen gekleidet, ganz modern frisiert, jede hat einen zierlich bemalten kleinen Eimer aus Blech in der Hand. Sie stehen ganz vorne in einer Reihe dicht beisammen und blicken unverwandt den Kapellmeister an, sein Zeichen erwartend⟩.

Die Aufseherin ⟨tanzt, während die Mägde vorne singen, um den Brunnen und spielt für sich Diabolo⟩.

Die sieben Mägde ⟨fahren auf das Zeichen des Kapellmeisters zusammen und beginnen zu singen, indem sie ihn unverwandt anblicken⟩:

Wo bleibt denn die Elektra heut!
Das is von ihr nicht schön!
Sonst pflegt sie hier spazier'n zu geh'n,
Um diese Zeit!
Lalala! Lelele! Lilili!
Lilili! Lololo! Lululu!

⟨sie zählen laut die Takte mit, bis an jede wieder ihr Einsatz kommt: jede singt dann für sich mit Koloraturen⟩:

Wo bleibt denn die Elektra heut?
Es ist doch ihre Zeit!
⟨wieder alle zusammen im Chor⟩
Eigentlich schöpfen wir aus dem Brunnen dort!
Das müssen Sie sich halt denken!
Uns laßt der Dirigent nicht fort,
Das möcht ihn zu sehr kränken,
Weil, wenn man nicht sein Zeichen sieht,
Zu leicht ein Unglück g'schieht!
Lalala! Lelele! Lilili!
Lilili! Lololo! Lululu!

⟨jede zählt wieder laut, bis ihr Einsatz kommt, und sie singen jetzt mit Koloraturen ineinander⟩:

Weil, wenn man nicht sein Zeichen sieht,
Zu leicht ein Unglück g'schieht!

⟨sie schlagen mit den Fingern den Takt und zählen laut mit, bis der Dirigent das Zeichen gibt, dann singen sie, ohne sich umzusehen⟩:

Ha!
Die ist da!

Elektra ⟨wie eine gekleidet, die als Aschenbrödel auf einen Maskenball geht, erscheint auf das »Ha!« im Tor und wirft Kußhänddchen ins Publikum⟩.

Die Mägde ⟨schlagen, ohne nach Elektra hinzusehn, den Takt mit und erwarten das Zeichen des Dirigenten⟩.

Elektra ⟨geht auf das Zeichen des Dirigenten wieder ab⟩.

Die Mägde: Gott sei dank, sie geht schon wieder davon!
Denn schaun's, das ist wirklich keine angenehme Person!

Die Aufseherin ⟨hört Diabolo zu spielen auf und singt⟩:

Jetzt weg!
Oder es gibt Schläg'!

Die Mägde ⟨ohne nach der Aufseherin zu blicken, immer nur den Kapellmeister ansehend⟩:

Bei diesen Griechen ist der Dienst nicht leicht,
Die Heroen sind zu sehr verseucht!
Lalala! Lelele! Lilili!
Lilili! Lololo! Lululu!

⟨umschlingen sich und tanzen links ab⟩.

Die Aufseherin ⟨tanzt, Diabolo spielend, hinter den Mägden links ab⟩.

Elektra ⟨kommt aus dem Tor hervor; die Bühne wird im selben Moment ganz verfinstert und nur auf die Elektra selbst ein Schein geworfen, der ihr, wenn sie die Stellungen wechselt, überall hin folgt⟩:

Mein Vater ward erschlagen,
Die Mutter ist dran schuld,
Weil sie verliebet war!
Dies hat sich zugetragen,
O himmlische Geduld,
Vor manchem langen Jahr,
Nun ist es bei uns gebräuchlich,
Daß man so etwas rächt.
Ihm wär sonst unausweichlich
Im kühlen Grab noch schlecht.
Was soll'n wir denn aber machen?
Mein Bruder ist verreist,
Die Schwester find't kein Mann!
Das sind so Familiensachen,
Wenn man Agamemnon heißt!
Na Sie geht ja die G'schicht nix an!
Mir aber habens' nichts gelassen,
Als nur ein altes Beil!
Davon kann man nicht prassen,
Ich vergeh' vor langer Weil'!
Dies war eine Koloratur,
So rein und unentwegt!
Mit meiner ganzen Bravoure
Hab' ich sie hingelegt.
Schon aber kommt die Mutter!

O du verfluchtes Luder!
Die bringt mich sehr in Rage,
Denn die hat noch mehr Gage.

⟨Furiosa⟩: Agamemnon! Agamemnon! ⟨sie tritt in die Ecke rechts, der Scheinwerfer begleitet sie⟩.

Der Zug der Klytemnästra ⟨Sklaven, Sklavinnen und Opfertiere, aus dem Tor, ballettmäßig arrangiert, kommen vor und tanzen vorne einen regelrechten Cancan; wenn dieser aus ist, bilden sie ein Spalier, durch das die Klytemnästra nach vorne schreitet⟩.

Klytemnästra ⟨in einem sehr freien, gräzisierenden Direktoire-Kostüm, dessen Falten sie in einem Zipfel zusammengerafft mit der Hand hält; bei jedem dritten Vers nimmt sie den Zipfel wieder in die andere Hand, andere Gebärden macht sie nicht⟩:

Man merkt schon aus dem Orchester
Ich bin die Klytemnester.
Mein Schwager war der Menelaus,
Da kann man sich's ja denken!
So was geht natürlich nie gut aus,
Das kann man sich ja denken!
Die Helena war meine Schwägerin,
Da kann mans sichs ja denken!
Es liegt halt schon in der Familie drin,
Das kann man sich ja denken!
Als nun mein Mann ins Feld gezogen,
Wer ahnt es nicht?
War ich einstweilen dem Aegisth gewogen,
Die alte G'schicht!
Dann aber kam mein Mann zurück —
Man soll das nie!
Das war sein großes Mißgeschick,
Und wie! Und wie!
Wir taten ihn abschlachten,
Daß seine Knochen krachten!
Da gab es arge Hiebe!
Gott, was tut man nicht aus Liebe?
Auch ist das viele Jahre schon,
Nur die Elektra red't noch heut davon!
Sie wird täglich gelber
Vor Wut auf den Aegisth!

Ich weiß schon, was es ist:
Sie möcht' ihn selber.
Aber nein, nein,
Fällt mir gar nicht ein!

Elektra ⟨tritt neben sie⟩:
A Frau mit erwachsenen Kindern und mit Gicht!
Da gehört sich das doch wirklich nicht!
Aber du
Gibst noch immer ka Ruh'!
Wie soll denn das enden?
Nix als schänden und schänden!
Wir werden täglich größer
Und kriegen doch schon auch ein Gefühl,
Es wär wirklich besser,
Du wärst schon still!

Klytemnästra: Nie, Verruchte!

Elektra: Schweig, Verfluchte!

⟨endlos langes Duett zwischen Klytemnästra und Elektra, in dem beide mit allen möglichen Koloraturen nur immer dieselben Worte wiederholen⟩:
Nie, Verruchte!
Schweig, Verfluchte!

Eine Botin ⟨stürzt aus dem Hause durch das Tor zu Klytemnästra und sagt ihr etwas ins Ohr: sie sagt es ihr dreimal ins Ohr, bis die Klytemnästra nickt; dann steigt sie von der Bühne herab und geht der Reihe nach zu Zero, Stellaris und Geschnasius und sagt jedem etwas ins Ohr; dann tritt sie zum Kalifen⟩.

Kalif ⟨zur Botin sprechend⟩:
Ich danke, ich weiß es schon.

Die Botin ⟨tritt an die Rampe, hält beide Hände vor den Mund und spricht flüsternd ins Publikum hinein⟩:
Der Orest ist tot. Wir haben ein Telegramm gekriegt. ⟨Sie läuft zurück und steigt wieder auf die Bühne hinauf⟩.

Kalif ⟨sprechend⟩:
Bravo, bravo! Denn wenn es bloß die Klytemnästra weiß und das Publikum weiß nix, da kennt man sich ja nicht aus. Klarheit gehört zur wahren Kunst!

Klytemnästra ⟨singt eine Lacharie, bloß auf die Silben⟩:
Hahahahaha!

Zero ⟨applaudiert lebhaft⟩.

Klytemnästra ⟨macht einen tiefen Hofknix vor Zero und wiederholt dann die Lacharie⟩:

Hahahahaha! ⟨Macht wieder den tiefen Hofknix und geht dann, stolz auf ihren Gesang, langsam ins Haus ab.⟩

Der Zug der Klytemnästra ⟨tanzt wieder denselben Cancan und folgt ihr dann ins Haus ab⟩.

Elektra ⟨hat den Cancan mitgetanzt, stellt sich dann an der Rampe vorn auf und wartet, bis die Chrysothemis kommt⟩.

Chrysothemis ⟨kommt ungeheuer schnell aus dem Hause gelaufen, rennt zur Elektra und stellt sich neben ihr auf, beide warten auf das Zeichen des Kapellmeisters, um dann ihr Duett zu beginnen⟩.

Elektra: Was ist? Wo läufst du hin?

Chrysothemis: Ich laufe, weil ich läufig bin!

Elektra: Was willst du denn? Was ficht dich an?

Chrysothemis: Ich halt's nicht aus, ich brauch einen Mann!

Elektra: Warte doch noch, das hat ja Zeit!

Chrysothemis: Es wär mir lieber heut.

Elektra: Laß uns zuerst die Mutter töten!

Chrysothemis: Ich habe einen Mann von Nöten!

Elektra: Willst du dich nicht mit mir begnügen?

Chrysothemis: Das ist doch nicht dasselbe Vergnügen!
Wo könnt ich nur einen Mann herkriegen?

Elektra: Ich wer' dich in meinen Armen wiegen!
Warum wirst denn so rot?

Chrysothemis: Ich bleib' lieber bei der alten Method'.

Elektra: Orest ist tot!

Chrysothemis: Ist's denn war?

Elektra: Ganz und gar!

Chrysothemis: Noch ein Mann weniger, wie schad'!

Elektra: Jetzt komm, und auf zur Tat!

Chrysothemis: Ich mag nicht, laß mich aus! Ich will einen Mann, wer es auch sei!

Elektra: So mach doch nicht so ein Geschrei! Man hört's im ganzen Haus.

Elektra und Chrysothemis ⟨zusammen⟩:
Ich und meine Schwester,
Wir Töchter der Klytemnester,
Wir haben ein großes Gefrett!
Kein Mann find' sich net.

Elektra ⟨allein⟩:
Kein Mann find' sich net.

Chrysothemis ⟨allein⟩:
Kein Mann find' sich net.

Elektra und Chrysothemis ⟨zusammen⟩:
Kein Mann find' sich net.
Kein Mann find' sich net.
Elektra ⟨allein⟩:
Darum bin ich pervers geworden
Und will in einem fort nur morden,
Elektra: So laß dich doch von mir verführen!
Chrysothemis: Ich kann nicht so viel Zeit verlieren!
Elektra: O weh!
Chrysothemis: Ich geh. ⟨rennt eiligst ab⟩.
Elektra: So will ich jetzt mein Beil ausgraben!
Denn irgend etwas muß der Mensch doch haben!
⟨Sie geht nach links, setzt sich gemütlich hin und fängt zu graben an.⟩
Orest ⟨vom Pikkolo dargestellt, der ein griechisches Kostüm, auf dem aber sein Hangerl, trägt.⟩
Und Aegisth ⟨kommen Arm in Arm und treten vor, zusammen singend⟩:
So ist es recht, so ist es schön!
So wird ja sicher alles gehn!
Wozu denn Lärm und solchen Graus?
Man spricht sich lieber gemütlich aus.
Orest ⟨allein⟩:
Erst wollt ich euch zwei ermorden,
Doch dann ist mir klar geworden,
Daß das doch gar zu peinlich wär!
Und ich erklär dir, lieber Herr:
Kann ich nur ruhig bei euch wohnen
Und ihr gebt's mir auch noch die Kost,
Will ich ja gern dein Leben schonen,
Wenn in mir gleich die Rache tost.
Und ferner muß ich ausbedingen:
Für jede Schwester einen Mann!
Das kannst du schon noch grad erschwingen
Und man bringt sie doch endlich an!
Doch weißt du ja, hat eine ka Kaution,
So läuft ja jeder Leutnant gleich davon.
Drum laß dich nicht so lange bitten,
Sonst wird dir doch der Hals noch abgeschnitten!
Aegisth: Dies alles will ich euch gewähren!
Nur dürft's Ihr mich dann nicht mehr stören!
Ich bin ja auch kein Jüngling mehr,
Die ewige Wollust stiert mirs sehr!

Ich will mich endlich pensionieren
Und keinen Menschen mehr genieren.
Orest ⟨die Hand reichend⟩:
Seien wir wieder gut?
Orest ⟨ihm die Hand schüttelnd⟩:
Wie wohl das tut!
Aegisth: Umarme mich Oreste!
Orest: Gewiß! Es ist das Beste! ⟨Sie umarmen sich.⟩
Aegisth ⟨läßt ihn los und wischt sich die Augen aus⟩:
Mir scheint, mir scheint!
Ich hab sogar geweint!
Orest: Nur möcht ich noch etwas fragen!
Aegisth: Ich will dir alles sagen!
Orest: Mörder meines Papa!
Wie kam's, daß das geschah?
Aegisth: Mein Kind, das sind so Sachen!
Um deinen Vater is ja schad!
Doch wer wie ich die Klytemnästra hat,
Der hat auch nix zu lachen,
Dein Vater ist schon längst begraben,
Ich aber muß sie noch immer haben.
Grab oder Bett?
Was ist das größte Gefrett?
Bedenke das!
Es ist kein Spaß!
Die ganze lange Zeit!
Orest: Du tust mir eigentlich leid!
Orest und Aegisth ⟨wieder Arm in Arm, beide zusammen⟩:
Es ist nicht alles Gold was glänzt,
Und jedes Glück ist angetrenzt!
Nicht alles, was glänzt, ist immer Gold
Und jedes Herz büßt seine Schold!
Drum soll der Mensch bescheiden sein
Und still sich seines Daseins freun! ⟨Sie umarmen sich.⟩
Zero ⟨applaudiert heftig⟩:
Wie schön, wie schön! Der Orest zeigt, daß er nicht eigensinnig ist und alles geht noch gut aus!
Aegisth ⟨tritt zur Elektra⟩:
Elektra!
⟨Zeigt auf Orest⟩: Wer ist da?
Elektra: Orest ⟨stürzt an seine Brust.⟩
Wo bist denn so lang g'west?

Orest: Ich werd' dir's schon erzählen!
Aegisth: Tu ihn jetzt nur nicht quälen!
Klytemnästra ⟨stürzt herein, von ihrem ganzen Zug gefolgt⟩:
Wo ist denn der verlorne Sohn?
Aegisth: Er tut uns nix mehr!
Klytemnästra: Ich weiß es schon
Es freut mich sehr!
Umarmen wir uns lieber,
Und Schwamm drüber!
⟨Alle im Chor⟩: Schwamm drüber! Schwamm drüber!
Aegisth: Der Mensch muß sich angewöhnen,
Sich auch manchmal zu versöhnen.
⟨Alle im Chor⟩: Schwamm drüber! Schwamm drüber!
Klytemnästra: Es ist doch auch viel besser
Als immer gleich mit dem Messer.
Chor: Schwamm drüber! Schwamm drüber!
Elektra: Und ich soll nicht mehr pervers sein?
Das geht mir noch gar nicht ein!
Chor: Schwamm drüber! Schwamm drüber!
Chrysothemis ⟨hereinstürzend⟩:
Krieg ich jetzt einen Mann?
Aegisth: Man wird tun, was man kann!
Alle ⟨sich an den Händen fassend und an die Rampe tretend⟩:
Nun aber lobt Eipeldauen,
Wie schön ist es zu schauen,
Mit seinen grünen Auen!
Dem Himmel auch, dem blauen!
Und gar, o Wonnegrauen!
Mit seinen schönen Frauen!
So rufen wir doch:
Hoch, hoch, hoch,
Hoch Eipeldauen immer
Und seine Frauenzimmer!
Jetzt aber vergessen wir net,
Kommt erst noch das Ballett!
⟨Großes allgemeines Ballett, an dem auch die Brunnenfigur und die Karyatiden teilnehmen.⟩
Zero ⟨springt auf und eilt auf den Kalifen zu, um ihn zu umarmen⟩:
Herrlich! Herrlich! Herrlich ist dein Land! ⟨Läßt ihn los und steigt auf die Bühne hinauf⟩: Ich muß mittanzen. Laßt mich mittanzen. ⟨Erwischt die Klytemnästra und tanzt mit ihr.⟩

# Die zehn Wege zum deutschen Ruhm

Eine Rechenaufgabe für junge Schriftsteller
von STEFAN ZWEIG

Der deutsche Ruhm ist, solange die Kritik bei uns nicht kritisch sondern sentimental ist, eine Angelegenheit nicht des Verdienstes, sondern der Geschicklichkeit. Ein paar Ratschläge seien Jüngeren und Auftretenden darum gegeben.

Der erste: Pflege deinen Körper, damit du alt werdest. Der deutsche Ruhm wächst nicht aus Werken, sondern aus Jubiläen. Die Kunst, berühmt zu werden, geht Hand in Hand mit Diätetik, der Kunst der Langlebigkeit. Du mußt fünfzig Jahre werden, dann sechzig und siebzig. Mit achtzig, wenn du's erlebst, bekommst du den Nobelpreis.

Der zweite: Schreibe viel und kümmere dich nicht um Qualität. Non multum sed multa. Wir leben in einem Lande, wo Tüchtigkeit sichtbar sein will, und Fleiß als Tugend, ja als Talent gilt. Sei umfangreich in deinen Werken, solange Langeweile noch mit Literatur identisch ist. Ändert sich der Geschmack, so ändere dich mit.

Der dritte: Sei allgegenwärtig in deinen Veröffentlichungen. Das Odol-Prinzip muß das deine sein, man muß dir nicht entfliehen können.

Der vierte: Darum unterzeichne alles, was dir an Aufrufen, Rundfragen, Kommunikationen in die Hände kommt, ob es dich etwas angeht oder nicht. Erwecke den Anschein universalen Interesses, sei überall beteiligt, wo du nicht hingehörst und menge dich in die fremdesten Angelegenheiten. Denn dies gilt als Kennzeichen, daß man kein Literat ist, sondern ein Dichter. Wird es wieder geschmackvoll, Literat zu scheinen, so . . . vide den zweiten Ratschlag.

Der fünfte: Schaffe dir eine Spezialität, irgend eine Etikette zur Bequemlichkeit für die Literaturgeschichtsfabrikanten. Man gibt dir sonst eine unbequeme, also affichiere dich lieber selbst. Findest du keine, so nenne dich den deutschen X und setze für das X den Namen eines dir sympathischen Ausländers. Es braucht ja

nicht zu stimmen, ist nur Formalität ‹wie das Schreiben überhaupt›. Das einzig wichtige ist, bekannt zu werden,

Der sechste: Sei eine Zeitlang verkannt, oder scheine es, das macht Freunde. Hast du mit einem Buch viele Auflagen, so verschweige sie. Es gilt sonst als schlecht.

Der siebente: Sei persönlich umgänglich. Tritt in alle Vereine deiner Vaterstadt ein, korrespondiere mit den andern. Vergiß nie zu gratulieren ‹besonders wenn es in die Zeitung kommt›. Jungen Dichtern ‹den alten übrigens auch› schreibe immer begeistert. Deinem Verleger empfiehl jeden der dich darum bittet, in glühenden Worten, warne ihn aber immer zuvor privatim. Halte Reden, wo irgend es geht, zu Jubiläen und Begräbnissen, beides steht dir ja selbst bevor ‹vide Ratschlag eins›.

Der achte: Habe von Zeit zu Zeit einen kleinen Unglücksfall oder werde krank. Je gefährlicher, desto besser. Vergiß nicht, daß Tolstoi, Strindberg und andere immer erst den Alarm ihres Todes erwecken mußten, damit man überhaupt merkte, daß sie in unserer Zeit leben ‹indessen man es von Otto Ernst und Fulda jederzeit wußte›. Überhaupt: nimm dir ein Beispiel an den Letzteren. Die können die Kunst!

Der neunte: Wenn du verheiratet bist, führe gute Küche und habe gute Klubsessel, sowie Zigarren. Die Bücher sind Nebensache, die guten Freunde, da sie die Meinung machen, das einzig wichtige. Kunst ist ja nur Meinungssache, weshalb es ein Fehler ist, sich um die Kunst zu bemühen, statt um die Meinung. Die letztere ist leichter herumzukriegen, also halte dich an sie.

Der zehnte: Sei unbesorgt um den Nachruhm. Du kannst ihm in Deutschland nicht entgehen. In München ist ein Verleger, der druckt die ganze Weltliteratur noch einmal, da kommst du auch an die Reihe. Auch deine Briefe werden gedruckt — es gibt ja genug Leute bei uns mit dem Lebensideal, Unnötiges und Gleichgiltiges herauszugeben. Sie werden dafür zuerst Dozenten, dann Professoren und sind, solange du lebst, deine Widersacher. Drum stirb — aber erst nach mehreren Jubiläen, vide Ratschlag eins — denn in ihnen lebst du weiter. Das ganze dichterische Lebenswerk ist ja immer nur ein Vorwand für einen Späteren, dazu eine Einleitung zu schreiben und für den Verleger, mit honorarfreien Autoren die Lebendigen zu schädigen. Also hüte dich, ein Zeitgenosse zu sein.

Zeichnung von Gustav Klimt

# Das Geierlamm

von CHRISTIAN MORGENSTERN

Der Lämmergeier ist bekannt,
Das Geierlamm erst hier genannt.

Der Geier, der ist offenkundig,
Das Lamm hingegen untergrundig.

Es sagt nicht hu, es sagt nicht mäh
Und frißt dich auf aus nächster Näh'.

Und dreht das Auge dann zum Herrn.
Und alle haben's herzlich gern.

# Das Epigramm

## über die vorgeworfene Mißgunst

von WILHELM von SCHOLZ

Niemandem gönn' ich etwas? Geschwätz eines Knechtes!
Wahr ist: ich gönne euch alles, Gutes und Schlechtes.

# Wahlen

Szenen von ROBERT SCHEU

Personen:

Der Kandidat
Der Parteifreund
Pöschl, der Vertrauensmann der Hausbesorger
Nindler, Franke } Agitatoren
Ein Wähler
Die Deputation der Hausbesorger

### I. Szene.

Der Kandidat ⟨besieht sich bekümmert im Spiegel⟩: Ich schau ja recht nett aus. Gar nicht mehr zum Erkennen. Es ist die höchste Zeit, daß der Wahltag kommt, sonst zerschmelze ich wie Schnee in der Sonne.

Parteifreund: Sie haben mindestens 11 Kilo abgenommen. Ich kann das schätzen, denn ich hab Übung von die Ochsen in St. Marx. Da kenn ich immer schon auf den ersten Blick, wieviel das Gewicht ausmacht.

Kandidat: Ja ich bin mager geworden. A propos Ochsen .... was ist's, werden mir die Fleischhauer ihre Stimmen geben?

Parteifreund: O sicher. Wir haben ja gearbeitet. Aber die Selcher halten noch immer zur Gegenpartei.

Kandidat: Zu welcher? Es sind ja sieben Parteien im Bezirk und acht Kandidaten! Übrigens, je mehr sich die Stimmen zersplittern, desto besser. Desto eher komm ich in die Stichwahl. Warten Sie, da hab ich die Statistik von meinem Wahlbezirk. 13.000 Wähler. Darunter sind 800 Hausmeister. Die muß ich zuerst gewinnen. Hab ich die Hausbesorger, dann hab ich auch die Hausherren und die Parteien. Ah, da kommen ja meine Agitatoren.

II. Szene:

Nindler und Franke ⟨treten auf⟩.

Franke: Herr Gröbel, Sie stehen glänzend. Wir haben jetzt in der oberen Viaduktgasse einen Tandler gewonnen.

Kandidat: Einen ganzen Tandler? Und das ist die Arbeit eines Nachmittags? Wie lange werden Sie brauchen, bis Sie die 13.000 Wähler besucht haben?

Nindler: Aber der Tandler ist sicher. Er hat den Stimmzettel vor uns ausgefüllt. Jetzt brauchten wir halt 20, 30 Kronen, daß wir die Wirtshäuser besuchen könnten und so ungezwungen die Rede auf Sie bringen.

Kandidat: Was haben Sie denn da auf dem Rock? Von rechts oben wandert eine Laus herunter und von links eine Wanze. Jetzt begegnen sie sich.

Nindler: Das hab ich mir gewiß bei dem Tandler geholt. Erlauben Sie, daß ich das Viech töte? So, jetzt ist mir die Wanze auskommen .... Aber das macht nichts, sie wird schon wiederkommen.

Kandidat: Ich bin überzeugt, es gibt ein Wiederseheu.

III. Szene:

Vorige. Pöschl ⟨tritt auf⟩.

Kandidat: Ah, da ist ja meine Stütze, mein Retter! Lieber Herr Pöschl, nehmen Sie Platz! Zigarren gefällig? Was machen die Hausmeister?

Pöschl: Sie leben und genießen.

Kandidat: Hören Sie, heut kommt eine Deputation der Hausmeister zu mir. Sie müssen so gut sein und mich in das Seelenleben der Hausmeister einweihen. Veraten Sie mir die tiefsten, verschwiegensten Geheimnisse der hausmeisterischen Psyche! Was liebt der Hausmeister, was haßt er? wovon träumt er in einsamen Nächten? Welcher Leitgedanke beherrscht sein Leben und Streben? Was interessiert den Hausmeister am tiefsten?

Pöschl: Das kann ich Ihnen genau sagen. Den Hausmeister interessiert nur Eines: wo man das nächste frische Bier kriegt.

Kandidat: Schön . . aber seine höheren Interessen . . .?

Pöschl: Ich habs Ihnen ja schon gesagt: wo man das nächste frische Bier kriegt. Sonst interessiert ihn nichts. Gar nichts. Absolut nichts.

Kandidat: So . . . schön . . . aber wie soll ich das verwerten? Ich kann doch nicht das politische Programm auf das frische Bier stellen?

Pöschl: Was denn? Tun Sie's, ich bitt Sie, tun Sie's.

Kandidat: Aber es muß doch noch etwas geben, eine geheime Sehnsucht . . .

Pöschl: Sie wissens ja schon . . . ein Krügel Bier . . . höchstens noch . . . ja, die Hausmeister ärgern sich schon lang, daß sie im Winter bei Glatteis das Trottoir streuen müssen. Wenn Sie das abschaffen könnten . . . pardon, wenn Sie das versprechen könnten . . .

Kandidat: Herrlich, das ist eine Idee! Aber jetzt ist halt leider Hochsommer. Ich kann doch bei der Hitz' nicht mein Programm auf das Glatteis stellen. Wie ist es mit den neuen Meldevorschriften?

Pöschl: Richtig! Also, die Hausmeister sind wütend, daß man ihnen den Einblick ins Familienleben verkümmert. Die Hausmeister sind ja förmlich fremd gegen die Parteien! Es kommt vor, daß ein Hausmeister nicht weiß, ist ein Frauenzimmer die Maitresse oder ist sie rechtmäßig angetraut.

Kandidat: Das ist ja haarsträubend. Endlich ein idealer Gesichtspunkt. Jetzt sollen sie kommen, ich bin gerüstet.

## IV. Szene.
## Ein Wähler.

Wähler: Hab ich die Ehre mit Herrn Gröbel . . .

Kandidat: Gewiß . . . in welchem Bezirk wohnen Sie?

Wähler: Im dritten.

Kandidat: Das ist ja entzückend. Wie befindet sich die Frau Gemahlin?

Wähler: Ich bin ledig.

Kandidat: Seien Sie froh, bei den schweren Zeiten . . .

Wähler: Ich möcht Ihnen gern meine Stimme geben, wenn Sie dafür eintreten täten, daß die Hunde keine Maulkörbe tragen müssen. Mich erbarmt mein Viecherl.

Kandidat: Da hat Sie eine höhere Eingebung zu mir geführt. Das ist ja der Hauptpunkt meines Programms! Ich trete für die Freiheit im Allgemeinen ein, da sind auch die Hunde mit inbegriffen. Haben Sie vielleicht auch in weiteren Kreisen der Hundebesitzer Einfluß? Wie viel Hunde gibt es in meinem Wahlbezirke? Ich schätze so immerhin fünf- bis sechshundert? Wenn ich gewählt werde, ist das erste, daß ich einen Dringlichkeitsantrag einbringe gegen den Maulkorbzwang . . .

Wähler: Sie sind mein Mann. Der Mensch, der was für das Vieh ein Herz hat, der hat's auch für die Allgemeinheit. Leben Sie vielmals wohl.

## V. Szene:

## ‹Die Hausbesorger›.

Hausbesorger: Alsdann wir san kommen wegen die Wahlen . . . Mir san net abgeneigt, Ihnen unsere Stimm' zu geben, nur möchten mir halt wissen, was für ein Programm Sie in Bezug auf die Hausbesorger haben.

Kandidat: Meine Herren! Seit ich lebe und denke, befasse ich mich mit der Hausbesorgerfrage. Sie wissen ja, ein Haus ohne Hausbesorger ist etwas ungemein Ödes. Ich habe stets beklagt, daß die Hausbesorger so ans Tor gefesselt sind, daß sie die wichtigsten Genüsse des Daseins entbehren müssen. Wie wohl tut nicht im Sommer ein Schluck frisches Bier! Da muß der arme Hausbesorger, dem Staat und Gesellschaft ihren Bestand verdanken, oft zwei, drei Gassen weit gehen und dann kriegt er erst noch einen Hansel, ein Geschlader. Was muß sich ein Hausmeister, ein Portier denken, wenn er ein Bier kriegt, das nicht ganz frisch ist? Das Mildeste, was er sich denkt, ist: Pfui Teufel! Da werden Tierschutzvereine gegründet, da werden Millionen auf Spitäler hinausgeworfen, da werden Schulen gebaut — aber es ist bezeichnend, daß sich noch kein Verein gebildet hat, um

den Hausbesorgern den Genuß frischen Biers sicherzustellen. Es muß ein eigener Hausmeisterbierdienst von Staatswegen organisiert werden, das ist meine Meinung, das ist der Grundgedanke meines Programms.

Damit ist aber das Maß Ihrer Leiden noch lange nicht erschöpft. Man sollte es zwar nicht glauben, aber es ist Tatsache: Man verlangt ausgerechnet von den Hausmeistern, daß sie bei Glatteis das Trottoir bestreuen. Ja, wie kommen denn Sie dazu? Warum verlangt man das nicht von Universitätsprofessoren, von den Lehrern, von den Zahnärzten? Warum hat man gerade diesen Stand für die Elementarereignisse haftbar gemacht und warum sind Sie nicht auch verpflichtet, den Blitz eigenhändig zur Erde zu geleiten? Die Glatteisfrage wird noch große Kreise ziehen. Lassen wir uns durch den Hochsommer nicht täuschen. Auch der heißeste Hochsommer hat ein Ende und ehe der Hahn dreimal kräht, ist die Glatteismisere wieder auf der Tagesordnung.

Und jetzt kommt der schwerste Schlag, der Ihren geplagten Stand getroffen hat: Man greift seit einiger Zeit mit brutaler Hand an Ihr Seelenleben. Wenn etwas dem Hausmeister heilig ist, so ist es das Recht, zu wissen, was in den Stockwerken vorgeht! Wie soll der Hausmeister unterscheiden, ob ein Frauenzimmer ledig oder verheiratet ist, wenn ihm der Meldezettel entzogen wird? Was hat er von der Unsittlichkeit, wenn er sie nicht erfährt? Wozu ist überhaupt die Unsittlichkeit vorhanden, wenn sie nicht zur allgemeinen Kenntnis kommt? Wo kein Tratsch ist, da gibt es keinen Klatsch, dann hat auch die Polizei das Nachsehen, und dem Verbrechen ist Tür und Tor geöffnet. Darum rufe ich: Weg mit dem Meldezettel, das heißt: Weg mit der Abschaffung des Meldezettels. Ohne Meldezettel gibt es keine Falschmeldung und dieses Delikt ist von der größten Wichtigkeit für das soziale Leben. Meine Herren, Sie sind Ihrer 600. Wenn Sie mir Ihre Stimme geben, dann kann ich versprechen, daß das Aufstreuen des Glatteises, wenigstens in den Sommermonaten, bald eine überlebte Epoche wie die Steinzeit, wie das Mittelalter, der Neuzeit zum Opfer fallen wird. Hoch! Hoch!

Die Hausbesorger: Das war herzzerreißend, Herr Gröbel. Wir haben gar nicht gewußt, daß es uns so schlecht geht. Na passens auf, wir werden für Sie ins Feuer gehen!

Kandidat: Ich verlasse mich auf Sie. Öffnen Sie mir das Tor des Parlaments. Es ist ja Ihr Metier!

# Hymne der Völker

von ALBERT EHRENSTEIN

Völker sind nur Benzin
In den Automobilen,
Mittel sie, niemals Zweck
Dem Entwicklungswillen.
Brüllend um den Lebensweg
Würgen sich die Kräfte,
Stoßet eure Pfeile in
Todesstarke Säfte.
Auswahl ist! Hundeblut,
Massenhirn schluckt des Geistes Feuer,
Ewig heult die rote Glut,
Ländchen hin, Ländchen her,
Ihr tötet nicht um Katzenschmeer,
Nur der Kampf ist euer!
Völker sind nur Benzin
In den Automobilen,
Mittel sie, niemals Zweck
Dem Entwicklungswillen.

# Mein Auftreten mit der Melba

von ADOLF LOOS

Als ich im Jahre 1895 externer Berichterstatter des »New York Bannerträger« war, fand ich im Briefkasten folgendes Billet:

Sehr geehrter Herr!

Bitte mich morgen zwischen 11—12 A. M. in der Redaktion aufzusuchen.

JOHN SMITH,
Chefredakteur des »N. Y. Bannerträger«

Ich verfügte mich zur festgesetzten Stunde in die Frankfortstreet, wo mir der Chefredakteur folgende Frage vorlegte:
»Sagen Sie Herr L., können Sie vielleicht Musikreferate schreiben?«
Ich wollte ihm hierauf mitteilen, daß ich vollständig unmusikalisch sei, und mich besonders zusammennehmen müsse, um einen Violinschlüssel von einem Hausschlüssel zu unterscheiden. Allein ich

unterdrückte diese Antwort. Es fiel mir ein, von einem weisen Manne bei meiner Ankunft im neuen Lande folgende Lebensregel gehört zu haben: »Wenn Sie in Amerika jemand frägt, ob Sie dies oder jenes können, so antworten Sie vor Allem mit einem stolzen und freudigem Ja! Dann kann es Ihnen nicht schlecht gehen.«
Ich sagte daher: »Aber natürlich Herr Smith, das ist ja gerade mein Fach!«
»Das trifft sich ja ausgezeichnet. Wie Sie wissen, schreibt Herr Schulze, der Besitzer der bekannten Klavierschule, unsere Konzert-referate. Da wir aber keine Freibillets für die Oper besitzen, so hat bisher Herr Alexander Neumann, der fast mit allen Logen-besitzern bekannt ist, auf diese Weise das Opernreferat übernehmen können. Herr Neumann verläßt uns aber und geht zur englischen Presse über. Wollen Sie nun die Oper übernehmen? Allerdings können wir Ihnen für die Aufführung nur ein Stehparterre-Entree bezahlen. Lassen Sie sich an der Kasse 1 Dollar 50 ausfolgen. Morgen ist Saisoneröffnung. Wir erwarten bis spätestens 1 Uhr nachts den Bericht.«
Ich ging. Der Kassier zahlte mir den Dollar und die 50 Cents aus. Mir war etwas bange geworden. Die Sache schien mir nicht recht geheuer. Ich begab mich sofort ins Café Manhattan in der Golasch-ebene und studierte die Musikberichte sämtlicher Wiener Blätter. Ich sah bald: Hauptsache sind die Fachausdrücke. Das imponiert. Das zieht. Es-dur, dreigestrichenes C, Kontrapunkt, Dynamik, Crescendo. Nach drei Stunden wußte ich genug. Ruhig sah ich nun dem morgigen Tage entgegen.
Ein Bekannter war am Nebentisch aufgestanden, zahlte und zog den Rock an. Wir begrüßten uns »Wie gehts, — wohin? — ins Metropolitan-Opera House — was dort? Ich bin wohlbestallter Statist an diesem Kunstinstitut und habe Probe. Übrigens was wollen Sie, in Amerika muß man ergreifen, was sich einem bietet«.
Diese letztere Entschuldigung sagte er wohl, weil ich ein etwas merkwürdiges Gesicht machte. Das merkwürdige Gesicht rührte aber von einem ganz andern Gedanken her. Wie wäre es, kalkulierte ich, wenn ich mich diesem Manne anschließen würde? Ich könnte dann einundeinhalb Dollars ersparen und doch die Vorstellung mitmachen. Und dann, statieren dürfen, wer wollte das nicht?!
Ich sagte daher: »Sie irren, lieber Freund. Ich finde Ihren Beruf im Gegenteil beneidenswert. Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich zehn Jahre der Komparserie der Wiener Hofoper angehört habe. Das ist ja gerade mein Fach! Würden Sie mich nicht vielleicht hinlancieren?«

Mein Freund lächelte gönnerhaft. »Kommen Sie, ich will es versuchen.« Wir bestiegen die Cablecar und waren in zehn Minuten an der Ecke der 49ten Strasse des Broadway.

Hier wurde ich dem Statistenführer vorgestellt.

»Waren Sie beim Militär«, fragte er.

»Gewiß«, sagte ich. »Ich war zehn Jahre Offizier in der österreichischen Armee. Das ist ja gerade mein Fach«.

»Dann sind Sie engagiert«. Darauf rief er in die Kulisse: »Die Wache ist komplett!«

Bald wurden mir die seltsamen Worte klar. Man gab »Carmen«, und die Wache, die im ersten Akt von José angeführt wird, sollte aus lauter gedienten Militärs bestehen. Auf das richtige »Klappen« der Lanzengriffe wurde großer Wert gelegt. Wir konstatierten bald mit Genugtuung, daß sich unter den vierzehn Mann Wache elf gewesene Offiziere befanden. Wir wurden einexerziert und der Aufzug der Wache klappte binnen Kurzem ausgezeichnet.

Der Abend kam. Jean de Reszke sang den José, sein Bruder Eduard den Escamillo, die Calvé die Carmen und die Melba die Micaëla. Erlassen Sie mir alle Details. Das wichtigste Ereignis war, daß uns Jean de Reszke am Schlusse der Vorstellung zehn Dollars überreichen ließ, wodurch sein Spielhonorar für diesen Abend auf zweitausendneunhundertundneunzig Dollars reduziert wurde.

Die Vorstellung war zu Ende. Fieberhaft kleide ich mich um, lasse mir mein Honorar, fünfzig Cents, auszahlen und fahre mit der Hochbahn in die Redaktion. Knapp ein Uhr hatte ich mein Manuskript fertig.

Ich las es mit Befriedigung. Über die Melba schrieb ich ungefähr folgendes: »Sehr gefallen hat uns Frau Melba. Besonders ihre oberen Orgelregister sind sehr schön. Aber der Kontrabaß, der Kontrabaß! Und der Generalpunkt scheint auf gespannten Oktaven zu stehen. Alles in Allem bildet die sonore Mittellage mit dem dreifach gestrichenem C eine wirkungsvolle Kadenz«.

Jawohl, es war eine Leistung. Die vielen Fachausdrücke mußten wohl oder übel imponieren.

Stolz begab ich mich nach Hause und schlief froh und glücklich ein. Nächsten Tag — der Zeitungsmann hatte wie immer den »N. Y. Bannerträger« vor die Türe gelegt, las ich meinem schlafenden Mitwohner, dem Baron N. meine Meisterdarbietung mit lauter Stimme vor.

Der Baron erwachte zusehends. Dann sagte er: »Ich weiß nicht, was mir fehlt. Aber ich höre ganz merkwürdige Sachen. Vielleicht bin

ich nicht ganz ausgeschlafen. Lies mir die Geschichte noch einmal«. Ich las noch einmal. Das Gesicht des Barons nahm den Ausdruck des Entsetzens an.
Dann brach er los!
»Aber Du dreimalgestrichener Unglückswurm! Was hast Du da angerichtet«. Kurz er schimpfte und nannte mich einen Kretin.
Und nun erklärte er mir Satz auf Satz. Die Fachausdrücke waren ja teilweise an und für sich richtig, nur paßten sie nicht für die betreffende Gelegenheit. Langsam dämmerte mir die Erkenntnis, daß ich mich blamiert hatte. Ich war vernichtet.
Ich traute mich nicht auf die Gasse. Jedermann mußte mir meine Schmach von der Stirne ablesen. Und dann — ich erbleichte — die Redaktion!
So war es elf Uhr geworden. Der Zeitungsmann brachte das Abendblatt der »N. Y. Staatszeitung«. Unser Abendblatt erschien erst mittags. Die englischen Abendblätter erscheinen schon gewöhnlich vor Sonnenaufgang.
Mechanisch griff ich nach der Zeitung. Da — was ist das! Ich las wie im Fieber:

Scharfe Abfuhr!

Der Musiksudler von der Morgenposaune erfährt sie!!!
Eine Tat des »N. Y. Bannerträger«!!!

Das war erst der Kopf, wie man im amerikanischen Zeitungsdeutsch sagt. Und nun las ich:
»Wir haben schon häufig auf das schändliche Treiben des Burschen hingewiesen, der seine totale Unkenntnis musikalischer Dinge, zum Schaden des ganzen Deutschtums auf der Halbinsel Manhattan, in der Morgenposaune absetzt. Dieser elende Skribbler ist ein Schandfleck im blanken Ehrenschilde der Deutschen Amerikas. Wir standen bisher im Kreuzzug gegen dieses Individuum allein da. Mit Genugtuung können wir heute konstatieren, daß der »N. Y. Bannerträger«, obwohl sein Besitzer der mosaischen Konfession angehört, das Kreuz genommen hat. Unser bewährter Kollege dieser tapferen Zeitung hat die Unart und Weise dieses Sujets trefflich in seinem heutigen Opernreferate zur allgemeinen Freude aller wahren Kunstfreunde kopiert und an den Pranger gestellt. Wir glauben, daß die Morgenposaune sich von diesem Schlage nicht mehr erholen wird. Wir können uns nicht versagen, dieses Opernreferat, kurz gesagt, eine satirische Großtat, für unsere Leser abzudrucken.
Und nun folgte mein Referat.

Ich tanzte zuerst fünf Minuten lang ein von mir auf der Stelle komponiertes Bacchanale, warf mich in meinen Winterrock und fuhr down town.
John Smith, der Chefredakteur, sah mich erstaunt an. »Wie, Sie wagen es noch, in unsere Redaktion zu kommen«? Der Mann war offenbar von Sinnen. Vielleicht hatte er die Staats-Zeitung noch nicht gelesen. Ich lächelte daher überlegen. Dann sagte ich: »Ich glaube nicht, daß wir der Morgenposaune irgend welche Rücksichten schuldig wären«!
»Was geht uns dieses Schundblatt an! UNS haben Sie blamiert! Wie? sollten Sie vielleicht der einzige sein, der die tiefe Satire nicht verstanden hätte? Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Satire gerade mein Fach ist? Na, da hat die Staats-Zeitung die Sache doch schneller aufgefaßt«.
Er las. Der Mann schämte sich gründlich.
Am nächsten Morgen las man in der Morgenposaune: Unser Musik-referent ist von seinem Posten zurückgetreten.
Die N. Y. Music Critic Association ernannte mich zu ihrem Ehrenmitgliede.

# Aus dem Entlassungsgesuch eines Generalintendanten

Aus einer unveröffentlichten Tragikomödie:
»Um einen Tenor«

».....Und so richte ich denn an Ew. Kgl. Hoheit das untertänige Ersuchen, mich aus meinem Amt in Gnaden entlassen zu wollen. Ew. Kgl. Hoheit, der ich so viele Beweise Allerhöchsten Vertrauens und Wohlwollens zu danken habe, übertrugen mir die Leitung der Hofbühne. Als Soldat hatte ich zu gehorchen. Nach Kräften bestrebte ich mich, in Arbeitsgebiete mich einzuleben, mit denen ich zuvor nur in geringer Fühlung stand. Auch darf ich sagen, daß es mir gelungen ist, in den Finanzverhältnissen des Institutes Ordnung zu schaffen und das mir untergeordnete Personal an Disziplin zu gewöhnen. Aber Ew. Kgl. Hoheit werden mir, dem ergebenen Diener der Krone, nicht zürnen, wenn ich freimütig bekenne, daß es mir beim besten Willen nicht möglich ist, die mir zugewiesenen Aufgaben in künstlerischer Hinsicht auch nur einigermaßen befriedigend zu lösen. Ich stehe vielem doch zu fremd, mit zu wenig genügenden

theoretischen und praktischen Vorkenntnissen gegenüber, um nicht alle Augenblicke auf Informationen angewiesen zu sein. Auf Schritt und Tritt muß ich meine Untergebenen befragen — und dabei bröckelt meine Autorität zusehends ab. Außerdem riskiere ich es, daß Regisseure und Kapellmeister aus Eigensucht oder irgendwelcher Intrige zuliebe mich zu falschen Schritten veranlassen, deren Folgen, wenn überhaupt, so mit größter Mühe und unter Umständen nur mit ansehnlichen Geldopfern zu begleichen sind. Des Ferneren kann ich es mir nicht verhehlen, daß es, dem Wandel der Zeiten gemäß, auf die Dauer schlechterdings unmöglich ist, Ansprüche durchaus verschiedener Art in Bezug auf Gestaltung des Spielplans, Engagements und Rollenbesetzungen in Einklang zu bringen: nämlich die des hohen herzoglichen Hauses, ohne dessen stets in reichstem Maße bewährte Munifizenz der Theaterbetrieb überhaupt unmöglich wäre, und die des Publikums, das seinen nicht unberechtigten Wünschen umso entschiedeneren Ausdruck gibt, je mehr ich die Eintrittspreise zu erhöhen genötigt bin. Wohl weiß ich, daß es in der Theaterführung — wie in der Diplomatie — ohne Lavieren nicht geht. Doch ein — wenn Ew. Kgl. Hoheit mir den Ausdruck gestatten — Lavieren auf anständige Art läßt sich nicht mehr ermöglichen, seitdem einerseits eine nur teilweise von mir abhängige Hoftheaterbürokratie in meinem eigenen Hause eine oft meine Absichten durchkreuzende Nebenregierung aufgerichtet hat, und seitdem anderseits die kapitalistische Zwangs- und Gewaltherrschaft der Theater- und Musikagenten schier zu unumschränkter Macht gediehen ist. Sie, und nicht die konkurrierenden amerikanischen Bühnen sind es, die die Gagen zu schwindelnder Höhe hinauftreiben. Sie sind es, die eine geregelte Durchführung von Spiel- und Probeplänen vereiteln, indem sie tüchtige, arbeitswillige, anhängliche Mitglieder durch verlockende Gastspiel- und Engagementsanträge unserem Institut entfremden, entziehen und uns dafür ihre meist wenig brauchbaren Protégés aufhängen — — dies mit Unterstützung eines gewissen urteilsunfähigen, skandalsüchtigen, feilen Preßgesindels, gegen das die ehrenhafte, zu respektierende Kritik nicht aufkommen kann, da sie ihren Grundsätzen gemäß eben nur mit anständigen Waffen kämpft. Meine Kollegen, die gleich mir unter diesen unerträglichen Mißständen schwer leiden, geben mir im Prinzip Recht, können sich aber — aus Bequemlichkeit oder durch interessierte Ratgeber beeinflußt — in der Praxis nicht dazu entschließen, die Agenten abzuhalsen. Allein kann ich jedoch gegen einen festgeschlossenen Ring nichts ausrichten. Es steht mir nicht zu, über Kollegen, die ich ausnahmslos als sittlich hochstehende Ehrenmänner

schätze, ein Urteil abzugeben. Sie durchschauen das Gemeingefährliche des Agententreibens wohl nicht. Ich aber durchschaue es. Ew. Kgl. Hoheit werden mich somit verstehen, wenn ich sage: meine Ehre als Offizier und Edelmann verbietet es mir, mit Theateragenten wie . . . . . und . . . . . Beziehungen aufrechtzuerhalten. Und da es mir, bei der Laschheit der öffentlichen Meinung, höchst zweifelhaft dünkt, ob man in absehbarer Zeit wieder ohne die fragwürdige Beihilfe solcher, gelinde gesagt, moralisch tiefstehenden Leute arbeiten können wird, so bleibt mir nichts übrig, als . . . . . .«

Für richtige Abschrift:
PAUL MARSOP

# Tagebuchblatt

von OTFRIED KRZYZANOWSKY

Ich bin traurig. Ich komme mir so roh vor, wie ein Schlächter. Ich sehe mich mit bloßen blutigen Armen an die Arbeit gehn.

Ein Schriftsteller fragt mich: »Was macht Ihr Mädchen?«

»Das ist vorbei,« sage ich.

»Was machen Ihre literarischen Arbeiten?«

»Nun, ich schlachte das Mädchen« und es schreckte mich auf: ich schlachte das Mädchen.

»Das ist«, so meinte er, »bei uns gewöhnlich der Schluß davon. Da machen Sie sich nichts daraus. Es kommen ärgere Sachen vor«. Und er sprach weiter von unserm Beruf.

Manchmal ist es gut, eine Wahrheit zu sagen, um zu sehen, wie wen g ihr Ernst verstanden wird.

# Wien

von HERMANN SINSHEIMER

Wien ist die Stadt der verwischten Tatbestände. Man will einem Domestiken eine Zigarette schenken — da stellt sich heraus, daß er ein hohes Tier in Staatsuniform ist. Man fragt einen Künstler nach seinen Werken — da fährt er sich durch die schwarzgelockte Mähne und entpuppt sich als Börsenspekulant. Oder man stellt sich höflichst

einem Menschen vor, weil er einen Zylinder trägt — und er ist ein Roßtäuscher. Man sollte in dieser Stadt die Uniformen, Haarmähnen und Zylinderhüte abschaffen: dann erst könnte man als »Zugereister« zu ihr »Stellung nehmen«.

# Rund um Herrn Nigerl

von KARL HAUER

Der Unterschied von Tier und Mensch besteht darin, daß das Tier vernünftig, der Mensch bloß eingebildet ist. Am meisten unterscheiden sich in dieser Hinsicht die Großstädter von den Tieren, am allermeisten die »Weaner«. Ich glaube nicht, daß je eine Ameise stolz darauf war, im größten Haufen des Waldes zu wohnen, ich habe auch noch nicht bemerkt, daß die Hunde von Wien sich denen von St. Pölten überlegen fühlen, aber ich kenne sehr viele Menschen, die sich nur deshalb furchtbar erhaben vorkommen, weil sie »göbürtigö Weana« sind. . . .

Der Lasterprotz ist nicht angenehmer als der Tugendprotz. Der »Weana« ist in beiden groß. Aber die Leute, die nicht laut genug von ihren Ausschweifungen reden können und einander als »Drahrer«, »Früchterl« und »höchste Viecher« rühmen, so wie es etwa in Verbrecherspelunken zum guten Ton gehört, sich mit Untaten zu brüsten, — diese Leute sind die gleichen wie jene, die täglich zur Messe laufen, »G'weichtl« tragen und bei Prozessionen vorbeten. Und wie aus einem Geldschrankknacker leicht ein Polizeikonfident wird, ist das Früchterl meist bloß ein noch junger Vorbeter, und der Vorbeter ein älter gewordenes Früchterl. . . .

Auch in Großstädten gibt es eine Heldenverehrung. Sie erstreckt sich in Paris auf die Apachen, in Berlin auf die Rowdies, in Wien auf die Plattenbrüder. Und wie Homer den Achill besang, so verherrlichen die Volkssänger und Feuilletonisten in Paris den Louis, in Berlin den August und in Wien den Schurl. . . .

Der rechte »Weana« ist nur im Genusse ernst. Weinderl, Paperl und Maderl sind die einzig wichtigen Dinge für ihn. Das Verhängnis des Todes besteht für den »Weana« darin, daß es mit dem Weinderlbeißen, Hendelpaperln und Madelbusserln ein unerbittliches Ende nimmt. »Es wird a Wein sein, und mir wer'n nimmer sein! Es wird schöne Maderln geb'n, und mir wer'n nimmer leb'n!« Das ist für Herrn Nigerl das Gruselige beim Sterben. . . .

# Sind Ärzte Männer der Wissenschaft?

von BERNARD SHAW

Ich glaube nicht, daß jemand das Bestehen eines weitverbreiteten volkstümlichen Irrtums bezweifeln wird, demzufolge jeder Arzt für einen Mann der Wissenschaft gehalten wird. Nur eine kleine Gemeinde, die in der Wissenschaft mehr sieht als eine Gaukelei mit Retorten und Spirituslampen, Magneten und Mikroskopen und mit Entdeckungen magischer Kuren für Krankheiten, hat diesen Irrtum nicht mitgemacht. Für den Ignoranten ist jeder Kapitän eines Handelsschiffes ein Galilei, jeder Drehorgelspieler ein Beethoven, jeder Klavierstimmer ein Helmholtz, jeder Advokat ein Solon, jeder Vogelhändler ein Darwin, jedes Schreiberlein ein Shakespeare, jede Lokomotive ein Wunder und ihr Führer nicht weniger bewunderungswürdig als George Stephenson. Tatsächlich sind die meisten Ärzte nicht wissenschaftlicher gebildet als ihre Schneider, oder wenn man es lieber so ausgedrückt haben will, ihre Schneider sind nicht weniger wissenschaftlich gebildet als sie. Die Heilkunde ist eine Kunst, nicht eine Wissenschaft. Jeder Laie, der ein genügendes Interesse an der Wissenschaft hat, um eine wissenschaftliche Zeitung zu halten und die Literatur der wissenschaftlichen Bewegungen zu verfolgen, weiß davon mehr als jene Ärzte ‹wahrscheinlich eine große Mehrzahl›, die sich dafür nicht interessieren und nur praktizieren, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Die Medizin ist nicht einmal die Kunst, Leute gesund zu erhalten ‹kein Arzt vermag einem besser zu raten, was man essen soll, als seine Großmutter oder der erstbeste Quacksalber›. Sie ist die Kunst Krankheiten zu heilen. Es kommt allerdings ausnahmsweise einmal vor, daß ein praktischer Arzt der Wissenschaft seinen Tribut zollt ‹in meinem Drama »Der Arzt am Scheideweg« habe ich einen sehr bedeutenden Fall dieses Schlages beschrieben›, aber viel öfter zieht er aus seiner klinischen Erfahrung entsetzliche Schlüsse, weil er von der wissenschaftlichen Methode keine Vorstellung hat und wie jeder Bauer glaubt, daß die Handhabung statistisch festgestellter Tatsachen keine Geschicklichkeit verlange. Der Unterschied zwischen einem Quacksalber und einem Arzt besteht hauptsächlich darin, daß nur der geprüfte Arzt berechtigt ist, Totenscheine zu unterschreiben, wozu beide Arten so ziemlich gleich oft Gelegenheit haben. Unberechtigte Praktiker verdienen heutzutag als Hygienisten sehr viel Geld und werden ebenso oft von gebildeten Amateurwissenschaftlern, die sich

Zeichnung von Oskar Kokoschka

ganz gut auskennen, zu Rate gezogen wie von Ignoranten, die ihnen einfach aufsitzen. Ungeprüfte Wundärzte verdienen vor den Augen der größten Chirurgen durch Behandlung gebildeter und reicher Patienten große Vermögen und ein in der Liste der Ärzte als ungemein erfolgreich angeführter Arzt hat ketzerische Methoden angewendet, um eine Krankheit zu behandeln und hat sich, nur der Bequemlichkeit wegen, als Arzt eintragen lassen. Ohne die Dorfhexen, die Formeln murmeln und Zaubertränke verkaufen, hinzuzuzählen, sind in England die niedrigsten Berufsheiler: Kräutler. Diese Menschen wandern Sonntags durch die Felder und suchen nach Pflanzen mit magischen Eigenschaften, welche heilen, Geburten verhindern können und dergleichen. Jeder von diesen glaubt, weiß Gott warum, daß er einer großen Entdeckung auf der Spur sei, bei der die virginische Schlangenwurzel eine Rolle spielen wird. Die virginische Schlangenwurzel erregt die Einbildungskraft des Kräutlers wie das Quecksilber die der Alchymisten erregte. An Wochentagen hält er einen Laden, in welchem er Pakete von Flohkraut, Löwenzahn etc. verkauft, mit kleinen Verzeichnissen der Krankheiten, die sie zu heilen bestimmt sind und scheinbar auch wirklich heilen, zur Zufriedenheit des Publikums, das derlei fortwährend kauft. Ich habe niemals irgend einen Unterschied zwischen der Wissenschaft des Kräutlers und der des geprüften registrierten Arztes zu entdecken vermocht. Einer meiner Verwandten konsultierte neulich einen Arzt wegen jener gewöhnlichen Symptone, die die Notwendigkeit des Ausruhens und einer Luftveränderung anzeigen. Der Arzt fand das Herz des Patienten ein wenig schwach. Da Digitalis von den Ärzten als spezifisches Heilmittel für Herzkrankheiten bezeichnet wird, verschrieb er sofort eine starke Dosis. Glücklicherweise war der Patient eine kräftige alte Dame, die nicht leicht umzubringen war. Sie erholte sich ohne schlimmere Folge, als ihre Bekehrung zur Sekte der Gesundbeter, die ihre Beliebtheit ebenso sehr dem Mißtrauen des Publikums gegen die Ärzte als dem Aberglauben verdankt. Man beachte, daß ich mich hier nicht mit der Frage beschäftigte, ob die Dosis Digitalis angezeigt war oder nicht. Wichtig dabei ist nur, daß ein Feldarbeiter, der einen Kräutler konsultiert hätte, genau auf dieselbe Weise behandelt worden wäre.

# Babylonische Legende

von J. S. MACHAR, verdeutscht von ERNST MANDLER

In Babylon zum Tore ein Hauf von Juden geht,
Als Daniel des Weges daherkommt, der Prophet,
Das ist ein Schrein und ein Geplärr
— Die Bärte schaukeln hin und her —
Ist ein Gekreisch und ein Getös,
Die dunklen Augen blitzen bös
Und jedes Auge, wutentbrannt,
Ist nach der Mitte hingewandt,
Wo des Joachim Ehgemahl
Susanna geht in Todesqual.

Daniel hebt die Hände: Wo geht ihr hin mit ihr?
Und hundert Stimmen brüllen: Zum Richtplatz gehen wir!
Mit vieler Würde und Gewicht
Sieht der Prophet ihr ins Gesicht,
Und sie, die bleich ist und erbebt,
Die schwarzen Augen zu ihm hebt. —
Wie sie und der Prophet, so sahn
Sich da zwei grimme Greise an,
Und fluchten flüsternd: O fatal,
Den sendet her der böse Baal!

Sie traten vor: Du störe den Lauf der Strafe nicht,
Durch seines Volkes Urteil hielt schon der Herr Gericht!
Geschäftlich ist ihr alter Mann
Joachim fern in Kanaan
Und sie, ganz unverschämt und geil,
Vergeht im Garten sich derweil.
Und obendrein, wie uns zum Hohn,
Mit einem Fant von Babylon.
Doch nicht der Herr allein, auch wir
Gewahrten es und zeugen hier.

Ins Aug sah der Prophet ihr: So wisse, Israel,
Mord ist, was du begehn willst! Dies Weib ist ohne Fehl!
Ein Schreck ergriff die Menge: Was?
Schuldlos ist sie? Wie weißt du das?
Zwei Greise, schon dem Grabe nah,
Bezeugen es, daß Schuld geschah,
Zwei Augenpaare haben sie

Gesehn, wie sie der Lust sich lieh,
Gewähr ist zweier Zungen Wort —
Du aber warst ja gar nicht dort! —
Dem lauten Schwall der Reden tat Einhalt Daniel:
Erwägt das Urteil nochmals! So ist des Herrn Befehl.
Den einen von den Greisen ließ
Er seitab führen und verwies
Dem andern Greis, der vor ihm stand
Mit Vorwurfsworten allerhand,
Dann, wie der Luchs, der lauernd liegt,
Dem Opfer an die Gurgel fliegt,
Fällt er ihn mit der Frage an:
Wo hat Susanna es getan?
Ein Weilchen sann der Alte . . . seufzt: Unterm
Mastixstrauch.
Den Kopf verlorst du, Lügner — dies Wort war
Zeuge auch!
Den andern kommen ließ er dann
Und fing wie bei dem ersten an,
Verwies ihm Hoffart, schnöden Lug,
Unkeusche Sünden, Volksbetrug.
Dann, wie der Luchs, der lauernd liegt,
Dem Opfer an die Gurgel fliegt,
Fällt er ihn mit der Frage an:
Wo hat Susanna es getan?
Ein Weilchen sann der Alte . . . seufzt: Unterm
Hundsbeerstrauch.
Den Kopf verlorst du, Lügner — dies Wort war
Zeuge auch!
Da schrie die Menge zornig auf
Und sandte Preis zum Herrn hinauf
Und trieb die zwei aus Babylon,
Der Henker hatte doppelt Lohn.
Susanna war nun wieder rot
Und dankte Daniel devot,
Mehr sagte als ihr Mund ihr Blick,
Dann ging es in die Stadt zurück.
Das dreizehnte Kapitel des Buches Daniel
Vermeldet so. Das Ende war so, wie ichs erzähl:
Geschäftlich war der gute Mann
Joachim fern in Kanaan,
Susanna aber hätte gern

Dem Auserkorenen des Herrn
Der Greise ganze Niedertracht
Und ihre Tugend klar gemacht,
So ging er denn mit ihr nach Haus,
Dort sprachen sie sich weidlich aus.
In Babylon die Nächte sind dunkel und diskret.
Die schönste Nacht verwachte selbander der Prophet.
Und als er andern Tags gemach
Nach Haus ging, klangs noch in ihm nach,
Bewegt, erregt: Susanna, ach!
Und noch an seinen Fingern war
Der Duft von ihrem schwarzen Haar —
Susanna, ach! Susanna, ach!
Matt, selgen Munds, die Lider schwer,
So ging er, leichten Schritts ging er —
Susanna, ach! Susanna, ach!

# Die Methode des Doktor Elias

von OTTO SOYKA

Die wissenschaftliche Welt war im hohen Maße interessiert. Der Doktor Elias, einer der bedeutendsten Irrenärzte, erzielte mit einer ganz neuen Behandlungsweise unerhörte Erfolge.
Seine Methode war einfach, wie alle ganz großen Entdeckungen. Sein Heilmittel war die Logik.
Geisteskranke, die man sonst mit Täuschungen zur Ruhe gebracht oder mit Gewalt unschädlich gemacht hatte, sie erfuhren in seiner Anstalt eine humanere Behandlung. Man suchte ihnen ihren Irrtum auszureden, suchte ihnen den logischen Fehler ihrer Gedanken ins Bewußtsein zu bringen. Und das war das Prinzip.
Natürlich gelang es nicht das erste Mal und auch noch nicht das zehnte Mal. Aber Unermüdlichkeit und Konsequenz führten oft in sonst aufgegebenen Fällen zum Ziel. Unermüdlichkeit und Konsequenz, die erprobten Helfer des Arztes, feierten hier Triumphe der seltensten Art.
»Der Gedankenbau des Irren«, so steht es in der grundlegenden Schrift des Doktor Elias, »ist keine feindliche Burg, die man von außen einschließt und belagert, er ist ein Gebäude, in das sich der Arzt auf gütliche Weise Eintritt verschaffen muß. Einmal im Innern, wird er die Wege finden, um die normale Denkungsweise einzulassen.«

Damals wurde ihm ein Kranker gebracht, der den unglaublichen Entschluß gefaßt hatte, zu sterben. Deshalb nannte man ihn auch [illegible]. Mit großer Überlegenheit sprach ihm der Doktor zu und fragte ihn nach den Gründen seiner Absicht.
Der Kranke, ein Mann von ungewissem Alter, der seiner Umgebung wenig Beachtung schenkte, erklärte dem Arzt: »Ich habe die Nichtigkeit des Lebens eingesehen. Ich bin kein Leidender, in [illegible] Sinne, wie Sie vermuten. Aber ich habe nichts dagegen, wenn Sie mich dafür halten. Weil ich gegen gar nichts mehr etwas habe. Ich will endlich sterben, weil es nicht der Mühe wert ist, zu leben. Weil ich endliche Größen neben unendlichen vernachlässigen kann. Eine solche endliche Größe ist die Zeit, die ich zu leben habe, so nichtig neben der Unendlichkeit, in der ich nicht sein werde. Ich vernachlässige diese Jahre. Sie sind nicht wichtig genug. Ich möchte nun sterben.« Und legte sich in seine Kissen.
Der Doktor sagte freundlich, wie es stets seine Art gegen die Kranken war: »Darüber wollen wir noch miteinander sprechen. Ich finde jedes einzelne Leben sehr schön und lebenswert. Wir werden uns wohl verständigen.«
Am nächsten Tage begann die Kur.
Der Kranke hatte keine Nahrung zu sich genommen. Kraftlos lag er und sprach mit leiser Stimme. Aber auch der Doktor Elias sah an diesem Tage nicht so frisch aus wie sonst. Er war nachdenklich und ließ ein wenig seine gewohnte Sicherheit vermissen. »Um also auf Ihre gestern ausgesprochene Ansicht zu kommen«, sagte er, (weitschweifiger als es seine Gewohnheit war) »ich habe mir darüber Gedanken gemacht — möchten Sie mir das nicht etwas näher erläutern —?«
»Der Tod ist jedem gewiß. Ihnen, Herr Doktor, so gut wie mir. Alles Leben ist neben dieser Gewißheit wertlos. Das ist alles.«
»Bedenken Sie«, sagte der Doktor mit Heftigkeit, »wie viele Milliarden von Menschen vor Ihnen gelebt haben. Wie groß manche von ihnen an Kraft des Geistes waren. Und alle fanden eben dieses Leben wert, gelebt zu werden. Wie können Sie das je erklären?«
»Ich glaube, es hat keiner so klar gesehen, wie ich.«
Der Doktor schüttelte den Kopf. Er wußte nichts zu erwidern. Er hatte sich — [illegible] — in den Gedankenbau des andern hineinziehen lassen und sah den Ausweg nicht. Da ließ er sich Beistand holen. Und auf seinen Wunsch kam der Kollege von der theologischen Fakultät, ein gar vertrauenerweckender Mann, eine Zierde seines Standes. Er galt in hohen Kreisen für einen gefestigten Charakter und das war er allen [illegible].

Als er den Sachverhalt vernommen, gab er dem Kranken freundlichen Zuspruch und schloß: »Sie sind nicht gläubig, das ist des Übels Wurzel! das allein, Sie dürfen mir vertrauen! Doch Sie sind ja ein Denker, wie ich merke. Da werden Sie wohl zugeben müssen, daß eine Möglichkeit besteht, nur eine Möglichkeit! Der Glaube mit seinen glücklichen Verheißungen sei Wahrheit und kein Irrwahn. Da würden Sie nun als Selbstmörder, die furchtbarsten Strafen auf sich laden. Denken Sie nur an die Ewigkeit der Höllenqual!« Und er begann diese anschaulich zu schildern: breit und sehr interessant, denn es war zufällig auch das Thema seiner letzten Predigten.
Als er zu Ende war, sagte der Kranke: »Nur für die Möglichkeit eines Fortlebens mit allen Ihren Qualen würde ich gerne die ganze Seligkeit geben, die Sie in Ihrer andern Tasche haben.« Man mußte den frommen Herrn entfernen, um die Erregung des Entkräfteten nicht zu verstärken.
Der Fall war schwer. Der Doktor Elias wußte sich nicht Rat. Der Kollege von der philosophischen Fakultät kam zur Konsultation. Er hörte den Kranken an und erschrak gar sehr.
»Lieber Doktor«, sagte er, »Sie haben ja Ihre Kuren mit Gift gemacht! Logik und Verstand! Woran haben Sie da gedacht! das sind gefährliche Mittel. Als Gegengift gegen die Tollheit mögen Sie ja hie und da recht nützlich sein, das geb' ich zu, aber mit Maß, Herr Kollege, mit Maß! Es ist und bleibt darum doch Gift und in unverdünntem Zustande sogar höchst schädlich. Hier haben Sie das Beispiel. Der Mann da leidet an einer seltenen Psychose. Ich möchte sie beinahe Klarheit des Denkens nennen. Hüten Sie sich nur bei der Kur, denn die Sache könnte übertragbar sein!« Und er machte auch schon, daß er davon kam.
Der Doktor Elias sann und sann. Er brachte Gegengründe und widerlegte sie sich selbst. Er war vorschriftsmäßig ganz drinnen im Gedankengang des Irren. Zu einem Disput mit jenem Kranken kam es nicht mehr.
Gerade am Tage, da der Kranke vor Entkräftung starb, verweigerte der Doktor die Nahrungsaufnahme. Den bestürzten Freunden und Ärzten, die ihn umstanden, erklärte er: »Ich habe die Nichtigkeit des Lebens eingesehen. . .«
Die Hilfsärzte, nach seiner Methode ausgebildet, folgten bei der Behandlung des Meisters den bewährten Grundsätzen der Methode. Sie dachten sich in seine Ideen hinein, suchten dann Gegengründe und Widerlegungen. — — —
Nach einer Woche ging ein armer Wärter aus der Anstalt auf eigene Faust zum Theologen. Er wollte ihm seine traurigen Wahr-

nehmungen mitteilen und ihn um Hilfe bitten. Denn alle Ärzte und alle die Angestellten, welche mit ihnen in Verkehr gewesen, waren nunmehr vom Lebensüberdruß befallen.
Aber die Frau des würdigen Mannes empfing ihn in Verzweiflung. — Er, ein Hort des Glaubens und der Berater vieler andern, lag krank zu Bette. Er wollte sterben und sagte: »Ich habe die Nichtigkeit des Lebens eingesehen. . .«
Und Ähnliches mußte er im Hause des Philosophen hören. Der Wärter kehrte ohne Beistand zurück. — — —
Die Sache griff mit großer Schnelligkeit um sich. Wer immer die Methode kannte, und von den merkwürdigen Krankheitsfällen erfuhr, der fiel dem Leiden anheim. Die Logikseuche, auch die Verstandesepidemie nannten es die fremden Ärzte, die zu Studienzwecken kamen. Sie erkrankten alle. Es gab auch Leute, die daran litten und nicht gerade sterben wollten. Das waren die Schlimmsten, denn jeder Respekt vor erhabenen Dingen fehlte ihnen. Das Staatswesen geriet in Gefahr und selbst das Standesbewußtsein.
Da schritt die Regierung energisch ein. Ihr Vertreter, ein wohlgenährter stattlicher Mann, der eine glänzende Karriere hinter sich hatte, führte unberührt von allen Ansteckungskeimen die Inspizierung durch. Auf sein Referat hin wurde dann die Isolierung des Heilinstitutes und aller Erkrankten angeordnet. Jeder Verkehr mit ihnen wurde strengstens untersagt, und von der Methode des Doktor Elias zu sprechen wurde gesetzlich verboten. So wurde der Verstandesepidemie ein Ziel gesetzt. — Die Gesetze sind nunmehr in Vergessenheit geraten. Aber man hüte sich aus eigenem Interesse vor der Methode des Doktor Elias und versuche ja nicht, den Ideengang jenes Kranken sich deutlich machen zu wollen. Das ist ein Rat. Wer ihm nicht traut, der wage es auf eigene Gefahr und denke.

# Über die Weiber

von EGON FRIEDELL

Man kann den Frauen nur mit zweierlei ein wirkliches Vergnügen machen: mit Geld und mit schlechter Behandlung.

Die Frauen sind keine Menschen. Das macht sie so anziehend.

Nur häßliche Frauen sind erziehungsfähig, und bei denen hat es keinen Zweck.

Sind die Frauen tief? Daß man einem Wasser nicht auf den Grund blicken kann, beweist noch nicht, daß es tief ist.

Vor Jungfrauen muß man sich ganz besonders in Acht nehmen, weil sie nicht unter Polizeiaufsicht stehen.

Ich verstehe nicht, wie man homosexuell sein kann. Das Normale ist doch schon unangenehm genug.

Jupiter oder: Ars Amandi

Wenn Jupiter liebte, so kam er als Stier, als Siegschwan, als Wolke oder als Goldregen.
Und er wurde geliebt, denn die Frauen lieben die Stiere, die Siegschwäne, die Wolken und die Goldregen.
Aber niemals kam er als Jupiter . . .

# Die Auffindung der Menschheit

von HERMANN KOCH

Über den bedeutungsvollen Vortrag über die Auffindung der Menschheit meldet die Nicaraguer Fernschallpost:

Heute sprach der Erdweise aus Kallium zur Erklärung des Ereignisses. Eine immense Vergrößerung des Palastes der Wissenschaften war nötig, um die aus allen Dimensionen gekommenen Morizer aufzunehmen. Die Abschwebe der Luftzüge läßt die vom Jahre 1305, anläßlich der Entdeckung des Brölluts zwerghaft erscheinen. Der Anblick des Saales zeigte ganz seltene Effekte. 300.000 männliche und weibliche Körper zerflossen in eine einzige, wogende Fläche, der die roten, wallenden Haare ein geflammtes Aussehen verlieh. — Die Lautregler und Lärmventilatoren arbeiteten: man hörte keinen Laut.
Um 7/10 wurde der Erdweise auf der frei schwebenden Platte, von Apparaten stark vergrößert, sichtbar.
Der Zeuge jener Entdeckung, die den Goldblechschen Satz zum Siege führte, sprach mit leise jubelnder Stimme, die maschinell reguliert wurde.
»Rochenkopfs Theorie ist tot, Goldblech hat gesiegt. Es ist nun endlich geschehen, was dieser in seinen ‚Rätseln der Vorzeit' ahnte, was Rochenkopf bestritt, wir haben Spuren gefunden, die überraschend klar bewiesen, daß es vor unserem Zeitalter der Mißverhältnisse ein anderes gab, das glücklich war, weil nicht gedacht

wurde. Ein Zeitalter, das von häßlichen, mit einem unentwickelten Denkapparat versehenen Wesen bevölkert war. Diese Wesen hießen ‚Menschen'. Also nicht ‚Minsch' vom Ausdrucke ‚minschen' kommend. — Es ist endlich bewiesen, daß unser erlauchter Stammvater Moriz und unsere holdselige Stammutter Olga Maier nicht von Geistern abstammen, wie Rochenkopf das Wort ‚Mensch' im HEILIGEN NOTIZBUCH, in der zu Wien aufbewahrten Reliquie deutete. Also war Moriz ein ‚Mensch' und Olga Maier eine ‚Menschin', also gehörten sie jenen minderwertigen Geschöpfen an, deren Spuren man gestern am 203. Tage des Jahres 1422 fand.
Der Erdweise erzählte von dem Ereignisse. Wie sie beim Baue der Gegenfüßlerbahn, in der Stadt Wrdrzltitsch, nächst Wien, einen befremdenden Block fanden: das »Gebäude aus der Vorwelt.« Die Körperstrahlung zeigte das plastische Bild des Fundes. »Was wir vom Zufalle beschenkt, damals entblößten, dieser bizarre Korb war ein Gebäude der Menschen. Mit Grausen starrten wir es an, wie es mit seinen Türmen und Vorbauten trotzig und blöde dastand. Wir fanden eine Inschrift, verblaßt und rätselhaft:

LE POLDST DTER GY NASIUM

Die ersten Personen, die die Innenräume betraten, bekamen Zuckungen und Krämpfe, denn ein betäubender Gasgeruch beherrschte dieses Haus. Wir neutralisierten die Gase und drangen vor. Luftmangel und Finsternis überall. Mühsam erkletterten wir die höheren Fächer. Massige, undurchsichtige Wände verhinderten Licht- und Luftzutritt. Lange Zeit verstrich, bis wir uns an die groteske Umgebung gewöhnen konnten. — Enge, gleichmäßig höhlenartige Räume führten den Namen ‚Klasse'. In jeder dieser Räume fanden sich Geräte, aus einem unbekannten Stoffe erzeugt. Erstaunend fanden wir in diesen geheimnisvollen Vorrichtungen fast zerstörte Gerippe von Menschen. In jedem Raume auch ein ausgewachsenes, etwas verkrüppeltes Gebein. Ich schloß mit Recht, daß wir eine Dressuranstalt für Menschenjunge bloßgelegt hatten. In den vorgefundenen Geräten wurden sie gewaltsam gefangen gehalten und mit Wissenschaft injiziert. — Wie sahen die Menschen aus? Gelehrter Steinwurst machte folgenden Fund. Knapp neben dem Eingang lag ein Raum, den Steinwurst erforschte. Es war das Herrscherzimmer der Anstalt, in welchem er die Steinbilder der Dressurleiter fand. Sie hießen Goethe und Aristoteles. Die beiden ‚Direktoren' zeigen, daß die Menschen sich nicht grün, wie wir, sondern weiß schminkten oder lackierten, daß die Menschen weder

Sehloch noch Farbhaut besaßen und weniger behaart waren als wir. — Die flache Stirne, das idiotenhafte Aussehen dieser Beiden erklärt den geistigen Zustand der Menschheit hinreichend, doch ist es möglich und weniger betrübend anzunehmen, daß nur Goethe und ähnliche Wesen ihrem Herrscherberufe angemessen, tief unter den Übrigen standen.«

Der Erdweise führte die Klassen vor und erklärte:

»Die Gefangenhaltung der Menschen war nicht Bosheit allein, sondern in ihren Augen auch Notwendigkeit. Die Menschen waren nicht gewillt, gelehrt zu werden, da ihre Hauptwissenschaft ihnen weite Unkenntnis empfahl. Diese Wissenschaft hieß ‚Religion' und wurde sehr häufig betrieben. Noch ist nicht alles klar. Fest steht, daß die Menschen, wie wir ein gemeinsames Stammelternpaar besaßen, der Rochenkopfschen Ansicht huldigten und dachten, daß ein Geist ‚Gott' genannt, die Erde, Adam und Eva, ihre Stammeltern, schuf. Hätten auch sie in die Tiefe gegraben! . . Für die Menschen bezeichnend ist es, daß im Gegensatze zu dieser einfachen und natürlichen Lehre eine andere, noch unverständlichere Wissenschaft mit dem lächerlichen Namen ‚Naturwissenschaft' allem in köstlicher Weise widersprach, was die Religion ausführte. Sie leugnete die Existenz der Stammeltern, führte aus, daß die Erde Millionen Jahre alt sei, von einem Geiste namens ‚Urnebel' abstamme und dergleichen Unsinn. Den Gipfelpunkt der Verdrehtheit erreicht ein ‚Weiser', der in einem dicken Buch den Beweis glaubt, der Mensch stamme von ‚Affen' ab. Ihr werdet erst begreifen, wie verrückt dieser Weise war, wenn ihr wißt, daß ‚Affen' nichts anderes als Mißgeburten der Menschen waren. Die Zahl der menschlichen Mißgeburten war unglaublich und es gab in allen Größen welche. Die meisten waren behaart wie unsere Keimlinge im fünften Monat. Und alle diese Mißgeburten führten den Kollektivnamen ‚Tiere'. Ein morizsches Gehirn wird einen so komischen Gelehrten verachten, doch dieser ‚Gelehrte' war einer der meist geschmähten. — Für Forscher des vergangenen Zeitalters die größte, menschliche Ehre.

Die Menschen hatten nicht Überlegenheit genug, sich die Wissenschaft zu wählen, die ihnen richtig schien, sondern es mußte jeder die Religion besitzen, von der sein Vater und seine Ahnen besessen waren. Trotzdem die Menschen also für ihre Religion nicht verantwortlich gemacht werden konnten, hatten die Menschen doch die Gewohnheit, die unfreiwilligen Anhänger anderer Meinungen zeitweilig umzubringen. Diese Beschäftigung nannten sie ‚Krieg'.

Ein Beispiel menschlicher Logik ist die Unlogik, eine Wissenschaft zu besitzen, die sie Logik nannten und eine andere zu lehren, die

sie ‚Philosophie' hießen. Die Erforschung der Letzteren mußten wir unterlassen, da dieselbe einem Morizer vollkommen unverständlich erscheint und der Versuch, sich durchzuwinden, einen unangenehmen Druck im Kopfe erzeugt. Sie war wahrscheinlich ein Mittel, die Menschen unwissend, also ‚glücklich' zu erhalten.«

Es vereinigten sich die Strahlen, wo der Erdweise stand, sah man phantastische, bunt und grell vomierte Landschaften entstehen. Gefühle des Entzückens und Grauens bei den Zuschauern.

»Sehr stark vergrößert seht ihr in dieser Landschaft einige der Mißgeburten. Sie spielten im Leben der Menschen eine große, überwiegend passive Rolle. Die Meisten derselben wurden in ekelerregendem Zustande verzehrt und zum Arbeiten verwendet. Überdies bildete das Töten der Tiere ein dem Töten der Menschen verwandtes Vergnügen.«

Langsam zerflossen die Landschaften und die Verzerrungen des menschlich-morizschen Körpers. Der Erdweise sprach weiter:

»Morizer, über Leben und Treiben der Menschen werden unermeßliche Werke Auskunft geben. — Lächerlich, drollig-ekelhaft und doch mitleiderregend war das Leben der Menschen. Ihr ahnt nicht, was das Wort ‚Krankheit' bedeutet. Zu bestimmter Zeit ihres Lebens schwoll ihre Haut, Beulen und Blasen entstanden, der Herzschlag stockte, gelb und wässerig wurde das Blut und schmerzvoll reiften sie dem Nichts entgegen. Sie vergingen in einem Alter, das uns noch nicht die Entscheidung des Lebensberufes bringt. Kleine Pflanzenkörper und die Menschen selbst sorgten für diese Zerstörung.

Hatte doch ein eigener Stand die Aufgabe, Kriege zu machen und Menschen zu töten. Die Menschen bedurften einer Leitung oder vielmehr des Gefühls, geleitet zu werden. Einige benützten dies, stellten sich aus unbekannten Gründen über die Anderen, wobei sich die Menschen und sogar ihre Beherrscher ganz glücklich fühlten. Anfänglich machte es den ‚Königen' Vergnügen, ihre Untertanen der Köpfe zu berauben, was auch bei den Menschen trotz der Minderwertigkeit dieses Organs tötlich wirkt. Später allerdings, als die Herrscher sahen, daß dies die Menschen nicht sonderlich genierte, wurde ihnen diese Beschäftigung langweilig und sie überließen es huldvoll dem Volke, sich gegenseitig umzubringen. Auch hatten die Menschen im umgekehrten Verhältnis zum Gehirnvolumen eine Einteilung nach Ständen. —

Unglücklich, dumm, stolz sich erhaben fühlend, lebten die Menschen dahin, bis sie zerstört wurden, millionenweise, doch mit Ausnahme — unserer Stammeltern.

Während Gelehrter Steinwurst in der Direktion und Buchsammlung unermüdlich verblödete, wurde mir der Geruch, der trotz der Neutralisierung noch fühlbar war, peinlich. Ich beschloß, nach der Quelle zu forschen und machte mit einigen Untergelehrten die beispiellose Entdeckung, daß vor der Eingangstüre des Raumes, aus der die gelben Dämpfe drangen, sich eine Tafel befand, die uns erstarren machte:

PROFESSOR MORIZ
Chemisches Laboratorium

So hatten wir die Ergänzung unserer Geschichte gefunden, alle Rätsel des Seins gelöst. Über Ursache und Zusammenhang aber stelle ich folgende Theorie auf:
An einem einzigen Tage kam die Zerstörung. Ein Schwanzstern, das also, was Moriz Komet nannte, war auf die Erde gerannt. Unter den Gasen des Schwanzsternes befand sich eines, das die Eigenschaft hatte, beim Einwirken auf einen Körper denselben in seine Moleküle zu zerlegen. Moriz war ein Erdweiser, er hatte in seiner Werkstätte Gase erzeugt, die der Zerstörung trotzten. Gleichmäßig umhüllt, konnten nur Moriz und sein Maschinenfräulein Olga Maier sich retten. Die Schule selbst, bekleidet von angestammten Gasen, blieb als einziges Gebäude erhalten.
Alles weitere wißt Ihr. Ihr wißt, daß Moriz und Olga darangingen, unter Zugrundelegung des uns und unserer Schönheit so heilbringenden Incestprinzips ein neues Geschlecht zu gründen und Ihr wißt, wie es ihnen gelang.«
Immenser Jubel. — Der Erdweise schrumpfte zusammen und verschwand in der Tiefe des Saales in seiner wahren Größe.

# Aphorismen

von ARNOLD SCHÖNBERG

Ein armer Teufel muß sich hüten, für eine Sache mehr zu geben, als sie bestimmt wert ist. Deshalb fürchten solche, die ihre Neigungen und Meinungen ebenso ökonomisch verwalten, wie ihr Geld, nichts so sehr, als daß sie einmal einen überschätzen könnten.

Welcher Unterschied ist zwischen einem Journalisten und einem Menschen!
(Das ist keine Scherzfrage. Das ist überhaupt keine Frage. Sondern nur ein Ausruf.)

Dramatische Musik: mir ist es verhältnismäßig zu anstrengend, mich in die Innerlichkeiten mir gleichgiltiger Menschen zu vertiefen, um sie durch ihre Äußerlichkeiten darzustellen.

Der Kritiker könnte sich als Richter über Kunst damit begnügen, ein Urteil gesprochen zu haben. Da er aber meist darauf besteht, auch die Hinrichtung eigenhändig zu vollziehen, plädiere ich für die Amtstracht und die sonstigen Vorrechte des Scharfrichters. Vor Allem: er stehe außerhalb der Gesellschaft, und jeder Mann, der auf sich hält, meide ihn. Die Kultur wird es zwar auch weiterhin noch nötig haben, die Genies in den Hungerturm zu werfen. Doch sie beweise den Fortschritt, indem sie wenigstens nicht zurückbleibt hinter dem, was schon war und mache, wenn schon keine feineren, so doch so feine Unterschiede wie die Kultur früherer Zeiten, die den Verbrecher weniger mißachtete als den Büttel.

Es scheint unbedingt nötig zu sein, daß einer, der im eigenen Haus wohnt und im eigenen Wagen fährt, auch eine ihm eigene persönliche Note und seine eigene Meinung habe. Snobesse oblige!

Ich liebe sie sehr, aber ich kann sie nicht halten — damit meine ich hier nicht ein Weib, sondern die Ordnung, die offenbar auch ein Weib ist.

# Drei kleine Erzählungen

von ALFRED POLGAR

## I.

## Symptome

oder

## Die Liebe höret immer auf

Im Walde von Kaschtoá, dort wo er am dunkelsten ist, stand das Schloß des Herrn von Kaschmir, und dort auch, in strengster Abgeschiedenheit, lebte Fräulein Pauline Kaschmir, vor den Verführungen der Jünglinge sicher. Keine Autostraße, keine Eisenbahn, kein Fahrweg führte zum Schloß. Ein zweimeterhoher massiver Stachelzaun umgab es. Scharfe Hunde hielten vor Paulinens Fenster Wache, und in der Portierloge schlief der Kastellan mit der geladenen Flinte im Arm.

Im nächsten Städtchen, zwei gute Gehstunden vom Schloß entfernt, wohnte der Adjunkt Mergenheim, der Pauline liebte und von ihr wiedergeliebt wurde. Bei Tage war jede Zusammenkunft ausgeschlossen: der alte Kaschmir ließ seine Tochter nicht aus dem Schloß und niemanden zu seiner Tochter. Aber Nachts sahen sich die Liebenden, und das war eine recht umständliche und riskante Sache. Drei Stunden mußte der Adjunkt marschieren, bis er durch den nächtlichen Wald zum Schloß gelangte. Dort zerriß er sich an dem Stachelzaun die Hosen, obzwar er tüchtige Sporthosen trug. Dann galt es, mit äußerster Vorsicht und List sich anzupürschen, um den Hunden nicht die Nase zu reizen und den leichten Schlaf des Kastellans ‹der früher Hausmeister in Wien gewesen› nicht zu stören. War alles so weit geglückt, dann öffnete Pauline ihr Fenster, der Adjunkt trat dicht an die Mauer heran, und so hauchten die Liebenden einander zärtliche Worte zu und tauschten schwärmerisch-wehmütige Blicke. Nur ein paar Minuten lang, denn der Adjunkt hatte ja wieder drei Stunden Wegs zurückzulegen, um heimzukommen, und wenn der Waldboden von feuchten Blättern klebrig war, auch vier.

„Wenn du den kürzern Weg nimmst", sagte Pauline, „den durch die steilen Kadergräben, — die freilich voll Kreuzottern sind, — so könntest du vielleicht fünf Minuten länger bei mir bleiben. Denke doch: fünf Minuten!!" Selbstverständlich ging er von nun ab durch die Kadergräben, nur zog er jetzt immer zwei Paar Sporthosen an.

Die Welt erfuhr von dem romantischen Handel und sagte: „Pfui! Was für eine Niederträchtigkeit von dem Frauenzimmer! Wegen zehn Minuten eines gehauchten Dialogs den Mann Nacht für Nacht seines Schlafs zu berauben, ihn in Lebensgefahr zu bringen! Was er nur an Kleidern, Zeit, Schuhen und Nervenkraft verbraucht! Und sowas nennt diese Frau: Liebe!"

Später heiratete der Adjunkt Pauline, und sie wohnten im Städtchen, in einem Hause, das eine Viertelstunde von des Adjunkten Amt entfernt war. Mit der elektrischen Straßenbahn fuhr man sechs Minuten.

„Weißt du", sagte Pauline, „Es ist besser, wenn du dir das Mittagessen ins Amt holen läßt. Willst du täglich den langen Weg machen wegen einer Stunde, die du mit mir beisammen sein könntest? Wegen einer Stunde? Ausserdem zieht es in der Tramway, und deine Bronchien sind ohnehin wie aus Seidenpapier. Wenn du aber zu Fuß gehst, verbrauchst du mehr an Stiefeln, als wir uns leisten können, seit Papa Konkurs gemacht hat."

Die Leute im Städchen waren beschämt. „Niemand", sagten sie, „hätte geglaubt, daß diese Frau, die als Mädchen eine so rücksichtslose, kalte Egoistin war, eine so ängstlich-sorgende und liebevolle Gattin sein würde."
Der Redakteur des städtischen Wochenblatts warf leicht hin: „voilà l'amour!"
Die Scheidung erfolgte wegen unüberwindlicher gegenseitiger Abneigung.

## II.

## Das Gespenst

oder

## Am Grabe noch pflanzt er den Irrtum auf

Der Marquis und die Marquise von P. lebten in gutem Einvernehmen. Aber dieses Einvernehmen war nur die saubere Hülle um einen faulen Kern, und dieser faule Kern war die Zuneigung der Marquise zu dem jungen Großindustriellen Herrn von Schenkelhard. Man konnte der Dame nicht den leisesten Vorwurf machen. Sie hielt sich streng an die strengsten Regeln des gesellschaftlichen cant und sah den geliebten Mann nur, wann und wo der Zufall dies ganz korrekt ermöglichte. Aber ihre Gedanken trieben Unzucht ‹im Sinne der Natur›, und der Marquis fühlte sich von einem Gegner verdrängt und besiegt, den er nicht fassen konnte.
Der Marquis war blitzdumm genug, durch Bitten und Beschwörungen, durch Drohen und Jammern, durch Moral und Logik eine Liebe sich wiedergewinnen zu wollen, die organisch zu Ende gegangen war wie ein Leben. Die Kerze, die ihm so freundlich geleuchtet hatte, war verloschen, das spürte er. Und jetzt beschimpfte er den Sturm, der das vermeintlich angerichtet, und machte unablässig neue Zündversuche und ahnte nichts davon, daß die Kerze einfach herabgebrannt war, nicht mehr existierte. Er war naiv genug, der Frau von seinen grauenvollen Liebesnöten zu erzählen, und ahnte nichts davon, daß das Loch im Stiefel des Geliebten ein gewichtigeres Ereignis für sie bedeute, als die Verwandlung von ihres ungeliebten Mannes Seele in ein Sieb. Er war einfältig genug, die schärfstgeschliffenen Worte in den Bogen seiner Beredsamkeit zu spannen und Sehnsuchts-Argumente, unwiderstehlich wie Explosivgeschosse, abzufeuern, und ahnte nichts davon, daß es ganz gleichgiltig, ob die Worte, mit denen ein ungeliebter Mann die Seele einer liebenden Frau bestürmt, scharf oder stumpf, leer oder mit Nitroglyzerin gefüllt sind, weil sie ja niemals ihr Ziel erreichen, sondern in der rätselhaft-elastischen Atmosphäre, die das Herz der Frau umhüllt, entkräftet

werden, matt zu Boden fallen . . . Rede, so lang du geliebt wirst! Der ungeliebte Mund hat keine Zunge.
Kurz, der Marquis ging den ganzen langen Passionsweg der erotischen Ohnmacht bis zum letzten Gipfel. Dort angelangt, besann er sich und sagte: „Gut! Jahrelang war ihre Liebe zu diesem Mann das unfaßbare Gespenst, das mein Glück und mein Leben vergiftete. Jetzt kommt die Revanche! Jetzt wird der Spieß umgedreht! Von nun ab will ich Euer Gespenst sein, Ihr Liebenden!" Dann schrieb er auf einen Zettel: „Deinethalben, Mathilde", ging ins gemeinsame Schlafzimmer und erhängte sich.
Die Marquise war sehr bestürzt, als sie den Marquis pendeln sah. Sodann traf sie die nötigen Anordnungen und schrieb eine Rohrpostkarte an Herrn von Schenkelhard:
»Ein großes Unglück ist geschehen. Mein armer Mann hat Selbstmord begangen . . . Jetzt muß ich doppelt und dreifach vorsichtig sein um Alles zu vermeiden, was dem Tratsch — der sich dieses schrecklichen Vorfalles doch gewiß bemächtigen wird — nicht neue Nahrung zu geben. Leben Sie wohl«.
P. S. Dienstag nachmittags ist das Begräbnis. Da wäre eine einwandfreie Gelegenheit, uns wiederzusehen!«

## III.

## Der Sieger

oder

## Wer zuletzt weint . . .

Zwei Männer stritten leidenschaftlich um die Gunst einer Dame. Beide schrien: „Sie ist mein!" Beide sagten: „Ich liebe dich mehr als irgend ein Sterblicher dich lieben könnte und will dir Alles opfern, inklusive mein Leben!" Beide riefen: „Ich werde dich ewig lieben." Die Dame entschied sich für den einen.
Da sagte der andere: „Oh, du unglückliche Frau! Ich hätte dich ewig geliebt — aber dieser Mensch kann doch gar nicht lieben. In einigen Monaten hat er dich satt."
Darauf wütend der eine: „Schweigen Sie, Sie schändlicher Lügner! Ich werde Ihnen beweisen, daß ich es ehrlich meine. Ich werde der geliebten Frau alles opfern, ich werde . . ."
„Qui vivra verra . . ." sagte der andere und wankte, von Selbstmordgedanken schwer, ins Restaurant.
Fünf Jahre später trafen die Männer, der Erhörte und der Verschmähte, einander auf der Straße. Und trotzdem es zehn Grad unter Null zeigte und der Erhörte nur einen dünnen Sommerüberzieher

trug, blieb er doch stehen, hielt den Verschmähten an dessen herrlichen Sealpelz fest und rief, während er den alten fettigen Hut von seinem grauhaarigen Schädel riß, Triumph in den verwitterten Zügen und Triumph in den müden Augen: „Nun, mein Herr? Hab' ich mich geopfert? Hab' ich fünf Jahre lang in treuer Liebe gedient? Hab' ich? He? Wer hat Recht behalten, Sie oder ich?"
„Sie, mein Herr!" sagte der andere. „Sie haben mich überzeugt und besiegt. Nehmen Sie mir mein schimpfliches Mißtrauen von damals nicht übel und gestatten Sie mir, Ihnen meine Hochachtung auszudrücken." Hiebei zog er mit tiefem Gruß den Zylinder von seinem braunen Lockenhaupt, indes sein klares Auge dem Sieger voll und treuherzig ins Antlitz blickte.

# Der Wiener Kritiker von 1812

Ein stets zeitgemäßer Fastnachtsspuk von LUDWIG ULLMANN

»Was hat uns denn diese ganze Literaturepoche, von der man als von einer »Morgenröte der Poesie« zu faseln so geschmacklos ist, gebracht? Wie sehen denn diese Meisterwerke aus, über die unsere Ästhetenklüngel und -Cliquen ein über das andere Mal in korybantisches Entzücken und mänadenhafte Begeisterung geraten? — Herr Goethe, der es ja verstanden hat, sich in Weimar ein warmes Plätzchen zu sichern, hat einen »Faust« geschrieben, der von mystischer, nebuloser Verschwommenheit und affektierter Rätselgespreiztheit wimmelt. Bedenklich äußerlich ist die Form dieses Werkes, dessen traurige Größe nach dem Geschrei der Trabanten und Herolde unserer Neukunst ‹besser Neukünstelei› den Gipfelpunkt unserer Dichtung zu bilden bestimmt sein soll. ‹Wir für unser Teil sind mit dem »Messias« und Hallers »Alpen« zufrieden. Anmerkung der Redaktion.› Ganze Strecken der Goetheschen Mache hallen wieder von unverständlichem, hohlem, tiefsinnig sich geberdendem Klingklang. In der Führung des Problems verlor der Autor des redseligen, bizarr-monströsen »Dramas« ganz den Faden. Vieles versteht er wohl selbst nicht, außer er äfft einfach sein Publikum, das freilich, mehr als geduldig, zum Teil von den Schlagworten verrückter Kunstmodernität und raffiniertester Spekulation possierlich angesteckt ist. Widerlich ist die Lüsternheit, mit der die Verführung eines jungen — allerdings aufreizend dummen — Bürgermädchens geschildert wird, abstoßend die wollüstige Ausmalung erotischer Details mancher Szenen ‹hier sollte die Zensur

wirklich einschreiten), geschmacklos die derben Zynismen der Walpurgisnacht, der Hexenküche u. s. f. Von all dem aber zu schweigen, auch vom Vorwurf geschickt verhüllter Plagiate ist Herr Goethe nicht freizusprechen. Mit imponierender Unverfrorenheit lehnte er sich an Euripides an. Allerdings nannte er seine in Plan und Anlage recht schwächliche, von übertriebener Hysterie — namentlich in den unerfreulichen Orestesszenen — überladene »Iphigenie« ein Originalwerk. Von dem antiken Gleichmaß, der edlen Ruhe seines Vorbildes hatte er freilich nichts übernommen, vielmehr den Stoff der alten, ehrwürdigen Menschheitssage mit nervöser, dekadenter, glitzernder Neurasthenie überschüttet. So hat er ja auch im »Tasso« einen berühmten und jedem pietätvollen Gedenken erhabenen Dichter als armen Narren erscheinen lassen, offenbar von der Identität von Pathologie und Genialität ganz und gar überzeugt. Nebenbei sehr fein, wie der rührige Herr ins Klassizistische hineinkam und auf einmal für große und stilvolle Schönheit zu schwärmen begann, als er merkte, daß man mit dem Sturm- und Dranggerassel nicht mehr lange wirtschaften könne. Auch im »Egmont« hat er Chroniken ohne Quellenangabe wörtlich benützt, ein merkwürdiges Zeugnis für sein literarisches Reinlichkeitsgefühl. (Ob Klopstock, Gottsched, Opitz je so gehandelt hätten?) Mit welcher Fülle unsauberer Zoten und Grobianismen hat dieser Phönix unserer Dichtkunst nicht seine Werke durchspickt! Es wäre nicht verwunderlich, wenn Stellen daraus zu volkstümlichen Schimpfreden würden. Symptomatisch aber für seine vordringliche Betulichkeit — der »Meister« hat ja auch in allen möglichen Wissenschaftsfächern zum Gaudium der Kenner dilettiert — ist die mehr berüchtigte als berühmte Autobiographie, wohl eher Dichtung als Wahrheit. Gott schütze einen vor dieser selbstgefälligen, anmaßenden, übertreibenden Beschreibung der für die Allgemeinheit wohl recht uninteressanten Kindheit des Herrn Goethe. Von der süßlichen Verlogenheit des »Werther«, der eine ganze Generation mit seiner Narrheit verseucht hat und der ekelhaften Indiskretion, mit der hier fremde Privatangelegenheiten zu Sensationen ausgeschlachtet wurden, gar nicht zu reden.

Aber dieser »Olympier« steht nicht allein. Man denke an Herrn Schiller. Auch er von einer kaum erträglichen Affektiertheit, von einer ungesunden Dekadence, von maßloser Kühnheit in der Anwendung grober und eindeutiger Effekte. Was soll man von seinen neurasthenischen und pathologischen Helden sagen? Sein Fiesco, Carlos, Mortimer, König Karl gehören sämtlich in eine Kaltwasserheilanstalt. Wo er kräftige Linien versucht, mißglückt meist die ganze Zeichnung, gerät entweder ins Grobklotzige, Unglaub-

würdig-Primitive, wie es bei seinem Verrina, Posa, Dunois, Max der Fall ist, welche Gestalten der feinen Differenzierung der Wirklichkeit einfach Hohn sprechen, oder es entstehen verschwommene, schwankende unklare Bilder. Wer konnte aus seinem »Wallenstein« je klug werden? Unsympathisch dabei im höchsten Grade die Sensationsgier, mit der er der Mode folgte. Kaum hatte Freund Goethe die Rückkehr zum Antik-Klassizistischen gepredigt: Herr Schiller schrieb Jambendramen, »geklärt« und von »antiker Ruhe,« kaum kam die Wunderküche der Romantik in Schwung: Herr Schiller schloß sich freudig an, überlud seine »Jungfrau«, seine »Maria Stuart« mit klingendem Versgebimmel der verschiedensten Metren, wob somnambul-hypnotische Stimmungen hinein, geberdete sich ekstatisch und visionär ‹der hyperreale Stürmer und Dränger! Bezeichnend!› Auch er hatte dabei die feine Witterung für kommende Umstürze auf dem Markte des literarischen Geschmackes. Kurz ehe der nationale Gedanke in Deutschland Kredit zu bekommen begann, war schon sein tyrannenstürmender, Völkereinheit preisender »Tell« da, auch eine musterhafte-dramatische Mißgeburt, endlos und ewig hingestreckt, mit pompösen Mätzchen aufgeputzt ‹die billigen Effekte der Apfelschußszene, des Todes Geßlers!›
Und erst die Schüler und Nachahmer der zwei Dioskuren von Weimar und Jena! Ja, ein Jena der deutschen Literatur — das ist der richtige Ausdruck. Erst die Herren Romantiker — man erspare mir eine detaillierte Schilderung. Was wird von dem Geschreibsel all dieser Herrschaften bleiben? Wird irgend etwas davon die Wirkung Hallers, Hagedorns, Kästners, Uzens, Gleims, Johann Elias Schlegels, Gerstenbergs, Cramers und wie die wirklich Großen unserer Literatur alle heißen mögen, des göttlichen Klopstock gar nicht zu erwähnen, überleben? . . . . .«

# Wie ich meinen Glauben verlor

von RODA RODA

Ich entstamme einer gottesfürchtigen Familie. Urgroßvater und Großvater waren Kapläne. Großmama heiratete einen Devotionalienhändler, der Aloysius mit Vornamen hieß und ihr in seiner Demut den pfarramtlichen Fehltritt gern verzieh.
Mein Vater wählte klerikal, seine liebste Lektüre war »Das geistliche Jahr« des Freifräuleins Annette von Droste-Hülshoff. Die Werke der Gräfin Hahn-Hahn verwarf mein Vater, sie schienen ihm zu weltlich.

Überdies habe ich eine Tante, die Christine Pia heißt. Sie hat ein Glasgemälde für Mariazell gestiftet. Onkel Sebastian, der Trottel, ist darauf als heiliger Gottfried abgebildet — nur etwas idealisiert.

Tante Christine ist es auch gewesen, die mich erzogen hat. Als ein Himmelsschluß mich ihrem persönlichen Beispiel entrückte, schrieb sie mir lobesame Briefe, worin sie für die häufigsten Phrasen und Wörter Abbreviaturen setzte:

G. s. D. . . . . Gott sei Dank.
hlg. . . . . heilig.
usw.

Das ist die Geschichte meiner Jugend.

Und doch — und doch . . . .!

Eines Abends, ich wohnte damals in Paderborn bei der Witwe Ursula Schlauch, eines Abends also, Mitte Dezember vor zwei Jahren, legte ich mich mit einem innigen Gebet schlafen und schlief, bis ich — wie gewöhnlich — um fünf Uhr morgens erquickt erwachte.

Es war, wie gesagt, Mitte Dezember. Die Stube eiskalt. Die Diele von Stein. Ich setzte mich im Bett auf, sprach mein Morgengebet, und nun . . . .

. . . . nun sollte ich aufstehen. Mitte Dezember. Das Zimmer eiskalt. Die Diele von Stein.

Meine irrenden Augen suchten nach den Filzpantoffeln.

Die Filzpantoffel aber standen, gut fünf Meter von mir weg, in der anderen Stubenecke.

Wenn ich dachte, daß ich diese fünf Meter auf der frostigen Diele zurücklegen sollte, da schauderte mir.

Ich rief nach der Witwe Schlauch — sie war in die Frühmette gegangen.

Ich in dem schönen warmen Bett — die Filzpantoffel in der andern Ecke — und dazwischen fünf Meter Polargebiet.

Wer verhilft mir zu meinen Filzpantoffeln?

Wer anders als Er, zu dem ich bisher immer mit kindlichem Vertrauen aufgeblickt hatte — Er, der die Raben nähret und die Lilien kleidet?

Und ich faltete meine frommen Hände und schickte ein heißes Gebet zum Himmel, worin ich Gott bat, mir meine Filzpantoffel zu bringen.

»O HErr«, sprach ich, »Dir gehorchen die Sonnen und Sterne, Dir die Stürme und Fluten — Dir kann der kleine Dienst nicht schwer fallen, um den ich dich anflehe — ich, Dein treuer Knecht, der sein Leben Deiner Lobpreisung geweiht hat«.
Also opferte ich dem HErrn von fünf Uhr bis sieben.
Um einviertel acht kam die Witwe Schlauch aus der Frühmette zurück. Ich schickte sie sofort in die Buchhandlung um Häckels »Welträtsel«.

# Herr von der Heydte

Zur Gitarre gesungen
von FRANK WEDEKIND

Vor dem Münchner Zensor,
Herrn von der Heydte,
Macht nun auch Lessing
Moralisch Pleite.

Jüngst ward durch einen
Grausamen roten
Zensurstrich Minna
Von Barnhelm verboten.

Denn alles, um das sich
Dies Schandstück dreht,
Ist heillose, freche
Perversität.

Die Minna, längst ahnt es
Der Zensor schon,
Ist eine verkappte
Mannsperson.

Und im Tellheim witterte
Er schon immer
Ein schamlos verkleidetes
Frauenzimmer.

Damit sich der Zensor
Nun kann überzeugen,
Daß ihnen das richtige
Geschlecht zu eigen,

Ward von Beiden um
Die Erlaubnis gebeten,
In ihren Rollen
Nackt aufzutreten.

Ja, sie wollten des kurzsichtigen
Zensors wegen
Sogar ein kleines
Tänzchen einlegen.

Herr von der Heydte
Rast und tobt,
Und beim heiligen Ignatius
Hat er gelobt:

Eher tilg er die
Literatur von der Erde,
Als daß Minna von Barnhelm
Nackt getanzt werde.

Dies Schandstück, in dem
Die Verliebten verkehren
Mit gänzlich vertauschten
Geschlechtscharakteren.

Wofür läßt sich
Von der Heydte bezahlen?
Für den Weltrekord
In Kulturskandalen!

Verendet an ihm
Auch München, die Kunststadt,
Berlin lacht heiter:
Schadet det uns wat?

# Erfüllung

von BERTHOLD VIERTEL

Der Herr Lehrer hatte eines Tages eine sehr lange Leinwandrolle mitgebracht, die, entrollt, sich als ein mächtiges, figuren- und farbenreiches Gemälde erwies. Das Bild wurde auf der Tafel in seiner ganzen Größe ausgebreitet, befestigt, und der Herr Lehrer entnahm

dem Requisiten-Kasten einen Stab — ich glaubte sofort, daß es ein Stab aus Elfenbein sei — den wir noch nie gesehen hatten. Das ganze Ereignis kam überraschend, wirkte feierlich und sonderbar, unterbrach den schon gewöhnten Ablauf der Schulwoche in sehr anregender Weise. Was die anderen, die Mitschüler, bei diesen Gelegenheiten fühlten, weiß ich ja nicht, aber ich nehme an, daß sie eben so wie ich mit ziemlicher Spannung der Entwicklung dieser Dinge folgten. Was geschah? Der Herr Lehrer rief einen Schüler, der zur Tafel hinaus mußte, wo ihm der kostbare Stab in die Hand gegeben wurde — und nun hieß es: auf das Bild zeigen, auf die einzelnen Dinge des Bildes und sagen, laut sagen, was für Dinge das denn seien!

Ich saß in der siebenten Bank und sah nur eine bunte Fülle, einen abenteuerlichen Reichtum auf dem Bilde, konnte aber nichts Einzelnes ausnehmen. Ich renkte mir den Hals aus, umsonst. Ich horchte fieberhaft gespannt. Und nun erfuhr ich, was es da alles gab: einen Wald, Bäume mit roten und gelben Blättern, eine abgemähte Wiese, genannt Stoppelfeld, Heuhaufen, ein Gehöft mit einer Hundehütte und einem angeketteten Wachhunde, eine Scheune, einen Jäger mit Flinte und Patronentasche und Jagdhunde mit hängenden Zungen, einen Weinberg, eine Kelter, Winzer und Winzerinnen, an Stöcken Trauben tragend, eine Egge, wovor ein Ochs gespannt war, von einem Bauern geführt, geschichtete Garben, beladene Wagen mit Mägden. Da führten Wege, und Menschen hantierten, gingen ihrer Arbeit und ihrer Freude nach, pflückten Früchte, schwangen Peitschen, droschen und kelterten, tanzten. Vieles und vielerlei befand und ereignete sich auf dem Bilde. Ein Knabe nach dem anderen wurde zur Tafel gerufen und empfing den Stab. Manche blamierten sich, wußten nicht, wie irgendein Gegenstand hieß, was irgend eine Figur tat, kannten die Farben nicht. Ich litt sehr darunter, denn ich hätte bestimmt alles gewußt, sofort. Nun verpatzten andere mir meine Siege. Als der Lehrer fragte, was denn das Ganze vorstelle, da schrie ich unaufgerufen: »Den Herbst!« Ich mußte infolgedessen aus der Bank treten und mich strafweise an die rückwärtige Wand stellen, von wo aus man noch undeutlicher sah. Die Schande, die mich sonst arg gepeinigt hätte, bekümmerte mich in diesem Augenblick wenig. Wenn ich nur schon dran käme! Es waren scheinbar schon alle Dinge aufgezählt, die Worte wiederholten sich und Fehler geschahen immer seltener. Mir blieb garnichts zum Entdecken übrig. Ich stellte es mir übertrieben herrlich vor, dem Bild so beseligend nahe sein zu dürfen, auf dem Podium zu stehen, mit dem Stabe zu zeigen und laut zu verkünden.

Ach, alles war schon gesagt worden. Fast alle Knaben waren schon dort gewesen. Sollte ich überhaupt garnicht auf die Probe gestellt werden, überging mich der Lehrer absichtlich? Ich hätte ja wenigstens durch die Schnelligkeit des Sehens und Benennens brillieren können! Wie sehr ich litt. Wie die heiße Ungeduld mich marterte. Es mußte ein liebes Gefühl sein, den Stab zu halten. Nach dem kostbaren, elfenbeinernen Stab sehnte ich mich ganz besonders.

Plötzlich, ganz unvermutet, rief der Lehrer meinen Namen. Ich sprang auf. Wie kam ich nur zur Tafel hin — ich schwebte wie auf Wolken. Stolpernd trat ich aufs Podium, war dem Bild furchtbar nah, fühlte den kühlen, glatten, runden Stab in der Hand, schon zeigte ich zitternd irgendwohin, schon öffnete ich den Mund — aber ich sah nichts. Die Farben drehten sich heiß um mich. Ich stieß einen ohnmächtigen Laut hervor —.

Da sagte der Lehrer: »Geh wieder hinein, du bist zu dumm dafür!« Und ich legte den Stab aus der Hand und ging hinein.

# Galgenlied

von HANS KYSER

Alle: Juden, Heiden, Christen
An den Galgen, an den Galgen!
Methodisten, Zionisten
An den Galgen, an den Galgen!

Herr Magister, Stück für Stücke
An den Galgen, an den Galgen!
Richter mit und ohn Perücke
An den Galgen, an den Galgen!

Standesherren, Diplomaten
An den Galgen, an den Galgen!
Junker, Bürger, Demokraten
An den Galgen, an den Galgen!

Komödiant, Genie, Prophete
An den Galgen, an den Galgen!
Was verkriechst du dich, Poete?
An den Galgen, an den Galgen!

Wie sie laufen, die Zensoren,
Kritikusse! An den Galgen!
Packt sie bei den Eselsohren
An den Galgen, an den Galgen!

Nun das Weib, das dir vermählet,
Dich betrogen, an den Galgen!
Dich gepeinigt, dich gequälet,
Hängt sie dreimal an den Galgen!

Eure Väter, Mütter, Kinder,
Vettern, Basen, an den Galgen!
Dich, den obersten der Sünder
An den obersten der Galgen!

Alle rauben und betrügen,
Diebe, Mörder, Heuchler alle,
Alle schachern, fälschen, lügen,
An den Galgen, alle, alle!

# Alte Familienportraits

von LU MARTEN

Die gute Tante Metaphysik. Einige glaubten endlich, sie sei gestorben, andere behaupteten, sie sterbe niemals oder spuke mindestens weiter. Die Tante Metaphysik — allen hat sie gegeben, allen hat sie gedient; sie konnte überhaupt nichts abschlagen. Man konnte alles von ihr verlangen. In ihrer Jugend soll sie sehr schön und mysteriös ausgesehen und dämonische Zähne gehabt haben — zuletzt mümmelte sie etwas. Aber Ehre ihrem Andenken. Alle paar Jahrzehnte schenkte sie der Welt eine wunderschöne Puppe. Die war immer nach der letzten Weltmode gekleidet und sah stets dem jüngsten Kinde der Tante sehr ähnlich. Deutschland bekam stets die schönsten Puppen dieser Art, denn Deutschland wurde von der Tante besonders geliebt. Die Völker, die dann staunend die Puppe in Empfang genommen hatten, wollten jedesmal jubelnd damit davon und in die Straßen ziehen, es gab aber die dringende Warnung: Dafür sei die Puppe nicht, die Puppe sei nur zum Ansehen und müsse in den Glasschrank gestellt werden. Und so wurde die Puppe jedesmal bedauernd in den Glasschrank gestellt. Und die erwachsenen, ernsthaftesten

Kinder der Tante — die hagere spekulative Philosophie — von der man übrigens nicht weiß, ob männlich oder weiblich — und die tugendstolze Tochter Theologie — fanden das in der Ordnung. Die Tante Metaphysik hat nämlich viele viele Kinder — die ältesten sind kaum noch erwähnenswert — trotzdem die Tante Metaphysik behauptet, an sich noch Jungfrau zu sein. Und das ist auch richtig und wer es nicht kapiert, kann eben nicht abstrakt denken. In den letzten Jahrhunderten munkelt man etwas von einem Verhältnis der Tante mit dem Onkel Naturwissenschaft, welcher so wie so eine berüchtigte Persönlichkeit war. Man hörte von einem Sohn aus dieser Verbindung, der angeblich ein Scheusal mit zwei Köpfen sein sollte. Es war der stramme helläugige und spöttische Materialismus. Es gab seitdem so manchen Skandal in der Familie. So stellte sich dieser Junge bei dem letzten großen Puppengeschenk hin und erklärte allen, die es hören wollten, die alberne Puppe sei aus Leder und man sollte sich solche zwecklosen Geschenke, Dinge die nicht aus Fleisch und Blut seien, einfach verbitten. Es gab manche starke Mißbilligung über dies Auftreten, aber immerhin — die Sache ließ sich nicht leugnen, die Puppe, ob aus Leder oder nicht, konnte keinem was nützen und mußte nach wie vor in den Glasschrank. Die Theologie faßte einen großen Zorn gegen ihren Vetter oder Bruder; sie sagte von ihm, daß er ein übler Schlemmer und Fresser, ein Wesen ohne höhere geistige Instinkte wäre. Es war aber in Wirklichkeit so, daß der Materialismus in der eigenen Familie das Hungern gelernt und über die Bedeutung einer normalen Ernährung seine Doktorarbeit geschrieben hatte. Diese Doktorarbeit blieb unwiderlegt, aber sie brachte ihn in schlechten Ruf. Er neckte dafür seine berühmte Cousine, bat sie, ihn jedesmal mitzunehmen, wenn sie ihre Reisen um die Welt machte und behauptete frech, sie würde sicher noch einmal eine Varieteenummer, denn schon immer wäre sie als Dame ohne Unterleib erschienen, und obwohl alle sich sagen müßten, daß sie einen haben müsse, so sei die Täuschung doch glänzend glaubhaft. Die Tante Metaphysik ist für solchen Streit zu alt, sie kann diese Kinder nicht mehr versöhnen. Aber schließlich: was sich neckt u. s. w., und man kann nicht wissen, was noch einmal passiert. Der grobe Vetter hat im Grunde seiner rauhbeinigen Natur ein großes Zärtlichkeitsbedürfnis und die Dame Ideologie — nun man kann nicht leugnen — daß sie schön ist. Eine seltsame Familie bleibt dies ewig. Die Tante Metaphysik hat in so und so vielen Gliedern dafür gesorgt, daß sie nie ganz ausstirbt, oder wenigstens nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden kann. Das hat sie dem Onkel gegenüber oft mit

Stolz betont. Da ist z. B. ein gleichmütiger kleiner Bursch, der keinem was zu leide tut, von den extremsten Besuchern gelitten wird und sich sogar mit dem robusten Bruder Materialismus verträgt, obwohl der's nicht lassen kann, auch ihn zu verhohnepipeln. Er nennt den Kleinen stets: Den Gedanken der ewigen Wiederkäuung.

# Widmung

von PETER ALTENBERG

Es ist naturgemäß vollkommen unmöglich, daß irgend eine wirklich höchstkultivierte moderne Frau an irgend einem Manne ein wirkliches Interesse haben könne, da er doch nicht zugleich in einer Person Jesus Christus, Vanderbilt, Sokrates und den Apollo vom Belvedere vorstellen kann!
Es bleibt der armen Enttäuschten daher nichts anderes übrig als ein wirkliches Interesse zu haben . . . . an seinem Interesse für sie!!!

# Geheimbericht eines chinesischen Revolutionärs über seine Reise nach Österreich

Berechtigte Übersetzung von PAUL STEFAN

An die kaiserlich chinesische Behörde für ordnungsmäßige Revolution! Werte Genossen! Ihr habt mich zum Studium des Landes Austria ausgesendet, weil Ihr wie alle Fremden glaubtet, es liege irgendwo in Australien und erfreue sich der vernünftigen Einrichtungen dieses Kontinents, von denen etliches für das neue China von Nutzen sein könnte. Aber Österreich ‹Austria› bildet zusammen mit Magyarien und einigen anderen Gebieten, die irgendwie dazu gehören sollen, einen Erdteil für sich und es lohnt sich schon dahin zu reisen, wenigstens für Chinesen. Genaues kann ich Euch darüber allerdings nicht berichten, denn man hat mir gesagt, daß sich dort nur ein gelernter Österreicher auskennt.
Österreich liegt in der Nähe von Europa. Man fährt z. B. von Berlin längere Zeit durch die böhmische Wüste oder von München durch die ober- und niederösterreichische Wüste nach der Hauptstadt des Erdteils, die Wien heißt. Wo die Wüsten beginnen, beginnt

auch Österreich. Wegen der Eigentümlichkeiten des Erdteiles wird man in der letzten europäischen Stadt in schmutzige, enge und finstere Eisenbahnwagen verladen, weil man mit den europäischen nach Österreich nicht hineinkann. In China würden wir solche nicht dulden. In Österreich müssen sie das aber, weil sonst Österreich zugrunde ginge. Das wollen aber die Österreicher nicht, obwohl sie es meist wünschen. Österreicher gibt es überhaupt nicht, sondern nur Deutsche, Tschechen, Polen, Italiener und noch viele andere Völker, von denen jedes eigentlich lieber einem anderen Staate oder Erdteil in Europa oder Asien angehören möchte. Was sie zusammenhält, habe ich endlich erfahren. Drei Viertel von allen Österreichern haben nämlich durch ihre Geburt ein unveräußerliches Recht, über das übrige Viertel zu herrschen. Denn wenn sie von Natur aus oder durch sorgfältige Gewöhnung in einen entsprechenden Geisteszustand geraten sind, werden sie Beamte, nach längerer Dauer dieses Zustandes höhere Beamte, höchste aber allen Geisteszuständen zum Trotze nur, wenn auch noch der Adel vorhanden ist. Die Beamten werden genötigt, vor dem 30. Lebensjahr zu verhungern. Einige entgehen diesem Schicksal aus Schlamperei*, sie sorgen für die Fortpflanzung der Beamten. Infolge dieser Einrichtung besteht Österreich.

Da es in Europa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Parlamente gibt, so hatte man schließlich auch in Österreich ganze Jahrzehnte lang »parlamentarische Regierungsformen*«. Sie werden aber häufig durch absolutistische ersetzt. Das Mittel, diese Abwechslung herzustellen, heißt Verfassung. Die Abgeordneten sind die Lieblinge des Volkes, teils, weil sie diesem Konzessionen, Protektionen, Tabak-Trafiken und Lokeulbahnen* erwirken müssen, teils weil die täglichen Schilderungen ihres Lebens und Treibens ‹Parlamentsbericht› dem Zeitungsleser den Ankauf der für die ärmsten Volksschichten bei der herrschenden Teuerung geradezu unerschwinglichen Indianerbüchel* ersparen. In die wichtigsten Angelegenheiten haben sie nichts dreinzureden. Aber dafür dürfen sie noch in mehreren kleineren Parlamenten mitspielen, die Landtage heißen und auch passive Resistenz treiben. Passive Resistenz ist die Anwendung der bestehenden Gesetze und Verordnungen. Sie führt sofort zur Revolution. Um eine solche zu vermeiden, wendet man die Gesetze und Verordnungen nicht an und richtet es sich mit den Behörden. Wer das versteht, wird kaiserlicher Rat, Bankdirektor und zuletzt Baraun*. Auch bekommt er einen Patrautismus*. Die Würde des kaiserlichen Rates wird durch die Taufe, das ist die Annahme

* Unübersetzbarer Ausdruck der Eingeborenensprache

der Staatsreligion, verloren, die des Barauns dagegen erworben. Doch kann nach der sogenannten Verfassung niemand zur Teilnahme an Kultushandlungen einer anderen Konfession gezwungen werden. mit Ausnahme der Journalisten.
Die Farben der getreuesten Staatsbürger waren noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr unmodern und bezeichneten Reaktionäre. Aber die Moden wechseln in Österreich rasch, und man muß gut aufpassen, daß man nicht zurückbleibt. So z. B. mußte man vor etwa dreißig Jahren als anständiger Mensch libereul* sein; jetzt ist allgemein die klerikeule* Färbung beliebt. Doch unterscheiden sich diese Moden kaum voneinander, es handelt sich bloß um Nüancen und Äußerlichkeiten, das übrige richtet man sich.
Der österreichische Erdteil lebt in Frieden und Freundschaft mit der ganzen bewohnten Erde. Nur mit einem Staat, mit dem er besonders eng verbunden ist, kann er sich nicht vertragen, weil beide Teile von der Notwendigkeit sowohl des Bündnisses wie des Krieges miteinander tief überzeugt sind. Auch die Wüsten irgend eines anderen Balkanstaates würde Österreich gern für sich haben ‹annektieren›, wenn die Regierenden nicht fürchten müßten, daß die eigenen Untertanen davon einen Vorteil hätten, und wenn sie einig wären, in welcher der zwanzig Sprachen man mit den neuen Untertanen reden müßte, um von ihnen sicher nicht verstanden zu werden. Das nennt man die auswärtige Lage. Derselbe Palawatsch ‹soviel wie mystischer Tiefsinn› auf das eigene Staatssubjekt* angewendet, ergibt die innerpolitische Lage, deren verzwicktester, nur in drei Menschenaltern zu bewältigender Teil die Lage der Deutschen in Österreich heißt. Die Wissenschaft von den Lagen zu fördern, ist Aufgabe der Zeitungen. Sie teilen aber auch sonst Unentbehrliches mit, z. B. Börsenberichte, Theaterzettel und Adressen der ehelich oder unehelich Heiratsbedürftigen. Die meisten Zeitungen sind gegen etwas; einige auch gegen die Juden. Diese werden von besonders geschickten Juden geschrieben und überzeugen jedermann von der Unentbehrlichkeit der minder geschickten.
Es ist in diesem Lande überhaupt alles aufs Beste geordnet und der Festgesang aller guten Österreicher lautet denn auch: »Mir san mir!« Das ist der Ausdruck der allerhöchsten Zufriedenheit mit sich selber. — — —
Den größten Teil meiner Studienzeit verbrachte ich in Wien. Das ist bekanntlich die schönste Stadt der Welt. Denn sie starrt von Straßenschmutz, riecht schlecht und wirbelt ewig im Wind; auch

* Unübersetzbarer Ausdruck der Eingeborenensprache

werden die schön gebauten Stadtteile niedergerissen und unter der Mitwirkung der kompetenten Behörden und der gesamten Künstler scheußliche Neubauten errichtet, man kann in der Stadt nicht wohnen, nicht essen, nichts kaufen, sich nicht bewegen und ist wehrlos den Erdarbeitern, Schwerfuhrwerkern, Demolierkrawaten* und Amtspersonen preisgegeben. Kurz, es ist die schönste Stadt der Welt und man kann nirgends dauerhafter begraben sein. Deshalb leben auch viele Leute in Wien, namentlich solche, die immer behaupten, man könne dort nicht leben. Die Einwohner sind übrigens ein eigener Volksstamm mit eigener Sprache und einer besonderen Religion, die in der Verehrung des höchsten Wesens »Nimm« besteht. Sie sind sehr gutmütig und gemütlich. Nur gegen Leute von Talent, meist »Zugraste«* genannt, werden sie rebellisch. Doch besänftigt sich ihr Zorn sofort, wenn ein solcher stirbt und sie veranstalten ihm eine schöne Leich*. — Ich wollte einige Wiener Einrichtungen kennen lernen und ließ mich von einem gelernten Österreicher führen. Wir kamen zuerst zum Bürger-Mandarin. Er war liebenswürdig und sehr freundlich. Die Gemeinde Wien, so sprach er, ist die bestverwaltete der Welt. Unsere Armen werden nicht gehindert, das Asyl für Obdachlose zu beziehen und das Erfrieren solcher, die im Freien übernachten, muß uns schon recht sein, die Zahl der Armen zu verringern. Ebenso bekämpfen wir die Tuberkulose, die Wiener Krankheit, indem wir die Erkrankten sterben lassen und so der Krankheit die Möglichkeit zu schaden entziehen. Auch verbieten wir das Ausspucken, weil das sonst jeder immerzu täte: so fördern wir die Hygiene. Unsere Finanzen sind die besten der Welt. Denn wenn wir nicht auskommen, so verteuern wir die Preise dessen, was die Bevölkerung braucht, wir haben zu diesem Zweck Gas, Elektrizität und Straßenbahnen erworben, und beteiligen uns auch sonst an ertragreichen Geschäften wie Brauereien und Kohlenbergwerken. Unsere Straßenbahnen sind ideal. Sie fahren so langsam, daß wir fast keinen Strom mehr brauchen und so selten, daß die Betriebskosten kaum in Betracht kommen. Wir kaufen nach und nach alles und bleiben es schuldig. Unzufriedene, sogenannte rote Lumpen, schließen wir von den nächsten Sitzungen und überhaupt von allem aus. »Zugraste« aber wie Sie, liebe Gäste, dürfen sich auf Kosten der Gemeinde einen Rausch antrinken. Dann singen sie gleich mit uns: »Mir san mir!«

Auch ich trank mir einen Rausch an. Es war alles gut und reichlich und als es nimmer höher ging, sang ich: »Mir san mir«.

---

* Unübersetzbarer Ausdruck der Eingeborenensprache.

Am nächsten Tage begab ich mich zum obersten Verkehrs-Mandarin. Er sagte mir, seine Behörde sei zur Verhinderung des allzu großen Verkehrs da, der nach den Lehren der Wissenschaft den Nerven schade, aber auch zwecklos sei, weil alle schließlich doch wieder nachhause kämen. Die Eingeborenen gingen überhaupt immer nur ins nächste Kaffeehaus. Die Verkehrsbehinderung besorgen Stadt- und Fernbahnen, die ich Euch nicht beschreibe, weil sie in China vor der Revolution ebenso aussahen.

Der oberste Postmandarin empfing mich mit überströmender Herzlichkeit. Er hoffte nämlich, daß ich ihm, wie er sagte, »beauskunften« würde, wie man in China den Postverkehr ehesttunlich einschränke, nachdem derselbe soviel tausend Beamten Scherereien bereite. Als ich ihm aber sagen mußte, daß die Maßnahmen*, die man in China vor der Revolution dieszwecks angewendet habe, in Wien ohnehin alle getroffen seien, wurde er traurig und entließ mich in Ungnade. Er konnte mir aber nichts machen, weil ich nicht Doktor juris war wie seine Briefträger, die diesen Titel und die diesbelänglichen Vorkenntnisse nachweisen müssen. Ich hatte die Unterhaltung mit diesem Beamten zumeist in seiner Sprache geführt, die als »k. k. Deutsch« bei den Mandarinen üblich ist.

An einem Abend wollte ich mich in eines der zahlreichen Theater begeben, die in Wien und Umgebung weltberühmt sind und sicher auch von den Einwohnern entfernterer Ortschaften wie Döbling und Hietzing besucht würden, wenn sich die Hin- und Herreise an einem Tage zurücklegen ließe. In den Theatern werden Operetten aufgeführt, sonst müssen sie zugrunde gehen. Zwei sind besonders berühmt, sie heißen Hoftheater. Man spielt zwar auch dort Operetten ‹Götterdämmerung, Tannhäuser, Husarenfieber, König Heinrich IV. ‹sogenannte Choroperette›, Die Liebe höret nimmer auf u. s. f.› Aber trotzdem machen sie keine Geschäfte, und der Hof bezahlt ihre Schulden. Dafür hat er das Recht, den Vorstellungen fern zu bleiben. Eine besonders interessante Persönlichkeit ist der Leiter des einen Theaters, an dem man die Operetten ohne Musik gibt. Doch über ihn habe ich nicht erst nötig zu schreiben. Jeder weiß von ihm. Ich erreichte dieses Theater mit großer Mühe. Zuerst kam ich in eine Volksversammlung, die auf den ersten fahrenden Straßenbahnwagen wartete. Die Menge stürmte ihn. Aber sofort fuhr auch er nicht mehr, weil vor ihm andere Straßenbahnwagen standen, weil vor diesen andere standen. Ich mußte also in ein Auto. Und wirklich fanden sich drei Wagen, die Hälfte aller in Wien vorhandenen.

* Unübersetzbarer Ausdruck der Eingeborenensprache.

Die Lenker saßen im nächsten Wirtshause. Ich wollte einen herausholen, aber da rissen mir drei Leute mit schmierigen schwarzen Gewändern die Kleider vom Leibe, hieben mir schmutzige Tücher um die Ohren und fragten, ob ich nicht a schöns Gulasch oder ein Vierterl Wein möchte. Ich rettete mich durch die Flucht. — —
. . . So betrat ich das herrlich geschmückte Theater, in dem es von Brillanten funkelte, denn die Wiener Gesellschaft war da. Man sagte mir, daß sie das immer bei besonders langweiligen Stücken tue. Diesmal wurde das Stück des zuletzt gestorbenen Dichters gegeben. Der Vorhang hob sich. Plötzlich boxte mich eine derbe Faust Ich wachte auf und wurde von einem Eingeborenen in Livree aus dem menschenleeren dunkeln Saal hinausgeworfen. Wie sich zeigte, war ich sofort eingeschlafen und auch dann nicht erwacht, als das Spiel aus war. Die Zeitungen berichteten, daß der Dichter ein sehr braver Mensch gewesen sei.
Wien ist aber auch die Musikhauptstadt der Welt. Mein gelernter Österreicher führte mich. Wir reisten auf den Zentralfriedhof, wo in der Tat die größten Komponisten des österreichischen Erdteils, ja sogar mehrere aus Europa begraben sind. Als wir nach zwei Tagen von dieser Reise zurückkehrten, führte er mich zu einigen leerstehenden Häusern. In einem hatte früher der Komponist Schönberg, in dem anderen der Dirigent Zemlinsky, im dritten der Hofkapellmeister Walter gewohnt. Sie waren aber ausgewandert. An einer Ruine zeigte man mir zwischen ungeheuren Reklametafeln eine Inschrift, nach der dort einst Schubert geboren war und der Schubertbund gesungen hatte. Auf einem sehr schönen Friedhof lag ein großer Musiker der jüngsten Vergangenheit, der gestorben war, weil er in diesem Erdteil, am Rande der böhmischen Wüste, geboren war und in Wien gewirkt hatte. Indessen sammelte man bereits, um ihm ein Denkmal zu errichten, und man führte sogar seine Werke auf. Daß aber auch Lebende, wenn sie nur liebenswürdig sind, nicht vergessen werden, sah ich in einem Mittagskonzert, in dem die vornehmste Gesellschaft wiederholt auf die Uhr schaute, ob es denn noch nicht Zeit zum Diner sei. Einige waren darüber eingeschlafen. Aber als das letzte Stück der wienerischen Tanzmusik, eine Symphonie von Beethoven, zu Ende war, blieben alle doch noch da und brüllten, daß der Leiter des Orchesters der beste Dirigent der Welt sei. Wegen der Präzision seines Taktschlagens und seiner flotten Zeitmaße war er eben zum Oberbefehlshaber aller Militärmusiken ernannt worden.
Endlich wollte ich noch etwas über die Malerei in diesem Erdteil erfahren und begab mich zu einem Sachverständigen. Er erklärte mir,

daß man gewöhnlich Klimt für den größten Maler Österreichs halte, belehrte mich aber, daß der ein ebensolcher Dilettant sei, wie Rodin, Van Gogh, Gauguin und ähnliche Leute in Europa. Ein Maler des Künstlerhauses, das ist der staatlich anerkannten Maler-Meister-genossenschaft habe dasselbe wie Klimt schon vor 10 Jahren gemacht, sei ein viel größerer Künstler und verdiene nur weit weniger Geld. Dieser Maler heiße Przeruba. Den Teufel der Malerei nannte der Sachverständige einen gewissen Oskar Kokoschka, aber der Klimt sei daran schuld. Als wir auf die Straße kamen, lief uns ein hundert-jähriger Greis entgegen und schwang ein Hackl. Der Sachverständige spuckte aus und nannte ihn einen Architekten, der die schönsten Plätze der Stadt umbauen und die Stefanskirche demolieren wolle, weil er selber eine Kirche für die Irrsinnigen gebaut habe.
Somit ist Wien die interessanteste Stadt der Welt. Trotzdem ist für ein zopfloses China nichts Österreichisches geeignet, außer allenfalls der Festgesang: »Mir san mir!« der leicht ins Chinesische zu über-setzen wäre. Was die Österreicher sonst können, können wir auch. Nur haben wir, als uns die Geschichte zu toll wurde, eine Revo-lution gehabt. Die in Österreich nicht.

# Grablied der Lumpen

von ALFONS PAQUET
(Zu einer heiteren Melodie)

Es war ein armer Swinehund,
Dem hing die Zunge aus dem Schlund.
Das Schwänzlein stach ihm in die Höhe,
Wie mocht ihm das so peinlich sein,
Er hatt' die Haut voll Flöhe.

Er war eines vornehmen Doggen Sohn,
Den eine Mopsin trug davon.
Ein'n Bankert hatt sie unterm Herzen,
Wie mocht ihm das so peinlich sein,
Sie konnt es nicht verschmerzen.

Sie bracht ihn zur Bewahranstalt,
Kaum wars geschehn, so starb sie bald.
Da nahm ein strenger Herr Pastore,
Wie mocht ihm das so peinlich sein,
Das Hundchen fest am Ohre.

Doch eines Mittwochs Mitternacht
Hat er sich auf davon gemacht.
O weh, da kam er gleich zu solchen,
Wie mocht ihm das so peinlich sein,
Die lernten ihn das Strolchen.

Er trieb sich sträßlings hin und her
Bis er nicht wollt, noch konnte mehr.
Und wenn er kam an saubre Ecken,
Wie mocht ihm das so peinlich sein,
Mußt er das Bein ausstrecken.

Da kam des Wegs ein Omnibus,
Wer konnt dafür, er war im Schuß,
Laut tat der Fuhrmann fluchen,
Wie mocht ihm das so peinlich sein,
Und fuhr ihn platt zu Kuchen.

Es war ein kameradlich Tier,
Und für sein Pech konnts nichts dafür.
Faßt an, ihn zu begraben,
Wie mocht ihm das so peinlich sein,
Sonst fressen ihn die Raben.

DAS WILLKOMMENSTE GESCHENK
ABADIE

# AKADEMISCHER VERBAND FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

## Veranstaltungen der nächsten Zeit:

ALTENBERG-ABEND unter Mitwirkung von Egon Friedell, Mimi Marlow, Ida Orloff

VORLESUNG FRANK WEDEKIND
»Franziska« Mysterium

URAUFFÜHRUNG von Frank Wedekinds
»Schloß Wetterstein«

ARNOLD SCHÖNBERG Musik-Abend

VORLESUNGEN von Max Devrient, Herbert Eulenberg, Emil Lucka, A. Petzold, Tini Senders, Siegf. Trebitsch, Graf Vojnovics

VORTRÄGE von Egon Friedell, Alfred Roller, Arnold Schönberg, Professor Töply, Stefan Zweig

Mitgliedsbeitrag für das Semester K 5.-

Mitgliederaufnahme mündlich und schriftlich durch die Geschäftsstelle des Verbandes I. Reichsratsstraße 7, Geschäftsstunden an Wochentagen von 10 bis 12 Uhr

# FÜNF JAHRE HYPERION VERLAG

JEDER INTERESSENT
ERHÄLT DIESE KLEI-
NE SCHRIFT, IN DER
SICH DIE GESCHICHTE
DER LETZTEN FÜNF
JAHRE MODERNER
BUCHBEWEGUNG
SPIEGELT, EBENSO
WIE DIE SONSTIGEN
PROSPEKTE AUS DEM
HYPERIONVERLAGE
NIBELUNGEN-LIED
GUDRUN / FAUST
BYRON'S MANFRED
DIE RÄUBER / ETC

KOSTENFREI

HYPERIONVERLAG
HANS VON WEBER
MÜNCHEN NR. 31

# Neue Bücher von Paul Stefan

Demnächst erscheint:

## Gustav Mahler

Eine Studie über Persönlichkeit und Werk

### Dritte und vierte Auflage

Veränderte und vermehrte Bearbeitung Preis M 2.50

Verlag: R. Piper & Co., München 1912

Das Werk wird ins Französische und Englische übersetzt. Aus den letzten Besprechungen: Dr. Walter NIEMANN in den LEIPZIGER NEUESTEN NACHRICHTEN: . . . . . „Die überzeugte, bedingungslos zustimmende Bekenntnisschrift eines hochkultivierten, fachlich musikalisch und allgemein gebildeten Aestheten von stilistisch feingeschliffener und anschaulicher Darstellungskraft und warmem, phantasievollem und durchaus künstlerischem Empfinden". „. . . . . Das schönste an dem vorliegendem Buche ist, daß es sich zu einem in jedem Einzelzug erfebten Bilde des künstlerischen Glückes und menschlichen Leides Gustav Mahlers verdichtet. Seine Gestalt wirkt sich in dem Buch als Symbol der Künstlertragödie unserer Zeit aus Darum kann es auch nicht nur für Musiker und Musikfreunde bestimmt sein. Es ist vielmehr das Buch eines Kulturkämpfers, eines Menschen überdies, dem die kritische Betrachtung des Kunstwerks so starkes Erlebnis wird, daß sie sich selbst zum Kunstwerk formt. Dieses Buch zeugt nicht nur für Mahler, sondern auch für den Verfasser. Es ist ein starkgeistiges Bekenntniss . . . . . " NEUE BADISCHE LANDESZEITUNG

Soeben erschien:

## Oskar Fried

Das Werden eines Künstlers

Mit zwei Bildnissen Frieds von Max Liebermann und Louis Corinth

Preis gebunden M 2.— Verlag Erich Reiss, Berlin

Früher erschien:

Umbrien (mit Ernst Diez) Ein Wanderbuch (M 2.—) 1907
Gustav Mahlers Erbe (M 1.—) Hans von Weber, Verlag 1908
Gustav Mahler: Ein Bild der Persönlichkeit in Widmungen. Herausgegeben von Paul Stefan (M 2.—) Piper, München 1910.

K. U. K. HOF-LIEFERANTEN

K. BAYR. HOF-LIEFERANTEN

TAILORS AND OUTFITTERS

GOLDMAN & SALATSCH

KAMMERLIEFERANTEN SEINER KAISERL. UND KÖNIGL. HOHEIT DES HERRN ERZH. JOSEF

LIEFERANTEN DES K. K. ÖSTERR. AUTOMOBIL-KLUBS UND DES K. U. K. YACHT-GESCHWADERS

WIEN I, MICHAELERPLATZ

# ARNOLD SCHÖNBERG'S WERKE

in der

# UNIVERSAL-EDITION

Soeben erschien:

## Op. 5. PELLEAS UND MELISANDE

U.-E. Nr. 3371. Orchesterpartitur (4°) Preis K 48.—

sowie die mit Spannung erwartete

## HARMONIELEHRE U.-E. Nr. 3370. (484 Seiten)

Preis broschiert K 9.60, in vornehmem Prachtband K 11.40

Dem Erscheinen des musik-theoretischen Werkes von Arn. Schönberg wird in weitesten Kreisen das größte Interesse entgegengebracht. — Einige führende deutsche und österreichische Musik-Fachblätter haben bereits kurze Kapitel aus dem Buche abgedruckt und damit Aufsehen erzielt.

Bereits früher erschienen:

## Op. 8 SECHS ORCHESTERLIEDER

| U.-E. Nr. | Ausgabe für Gesang und Klavier | Kronen |
|---|---|---|
| 3041 | Nr. 1 Natur (Heinrich Hart) | 1.20 |
| 3042 | Nr. 2 Das Wappenschild (Fliegendes Blatt aus „Des Knaben Wunderhorn") | 2.40 |
| 3043 | Nr. 3 Sehnsucht (aus „Des Knaben Wunderhorn") | 1.44 |
| 3044 | Nr. 4 „Nie ward ich, Herrin, müd" (Petrarca) | 1.44 |
| 3045 | Nr. 5 „Voll jener Süße" (Petrarca) | 1.44 |
| 3046 | Nr. 5 „Wenn Vöglein klagen" (Petrarca) | 1.44 |

## Op. 10 STREICHQUARTETT FIS-MOLL

(III. und IV. Satz mit Singstimme)

| | | |
|---|---|---|
| 2993 | Partitur (8°) | 6.— |
| 2994 | Stimmen, komplett | 14.40 |

## Op. 11 DREI KLAVIERSTÜCKE

| | | |
|---|---|---|
| 2991 | In einem Hefte komplett | 3.— |

## Op. 11 NR. 2, KLAVIERSTÜCK

| | | |
|---|---|---|
| 2992 | Konzertmäßige Interpretation von Ferr. Busoni | 1.80 |

Busoni schreibt in seinem Vorworte: Diese Komposition fordert vom Spieler die verfeinertste Anschlags- und Pedalkunst; einen intimen, improvisierten »schwebenden«, empfundenen Vortrag; ein liebevolles Sichversenken in ihren Inhalt, deren Interpret zu sein, sich Busoni zu künstlerischer Ehre anrechnet.

In Vorbereitung: Gurre-Lieder und Kammersinfonie

Zu beziehen durch jede Musikalienhandlung

UNIVERSAL-EDITION A.-G. WIEN-LEIPZIG

Rudolf Hans Bartsch

# WIEN DAS GRÜNE

Mit 64 Originalaufnahmen. Preis eleg. kartonniert K 2.40

Felix Salten

# WURSTELPRATER

Mit 75 Originalaufnahmen von Dr. Emil Mayer. Preis kartonniert K 3.—

# ALMANACH DER WIENER WERKSTÄTTE

mit bisher unveröffentlichten Beiträgen von Hugo von Hoffmannsthal, Max Mell, Raoul Auernheimer, Peter Altenberg, F. K. Ginzkey, Rainer Maria Rilke, Franz Blei, Arthur Roeßler u. a.

Mit Bilderbeigaben von Gustav Klimt, Josef Hoffmann, Koloman Moser, Bertold Löffler, Moritz Jung, Josef von Divéky u. a.

Preis in Ganzleinen gebd. K 6.—, 30 Expl. von der Wiener Werkstätte in Leder gebunden K 14.40

Verlag Brüder Rosenbaum Wien-Leipzig

# DER MORGEN

WIENER MONTAGBLATT
MIT DEM BEIBLATTE

# DER BLAUE MONTAG

POLITIK · KUNST · LITE-
RATUR · FEUILLETON
UND THEATER · REICH
ILLUSTRIERT · PROBE-
EXEMPLARE · DURCH
DIE · ADMINISTRATION

**WIEN IX/2, PELIKANGASSE NR. 4**
**TELEPHON Nº 21604**
**EINZELEXEMPLARE IN ALLEN TRAFIKEN**
**UND VERSCHLEISSTELLEN ERHÄLTLICH**